

Amt und Gemeinde

65. Jahrgang, Heft 2, 2015

€ 6, –



Toleranz.Glaube.Hilfe

Toleranz ist ein Lebensprinzip

Heinz Fischer

64

Fresacher Erklärung zur Toleranz 2015

Dokumentation

68

GLAUBENSREICH – Zur Eröffnung
der niederösterreichischen Landes-
ausstellungsstation in Mitterbach

Paul Weiland | Birgit Lusche |
Karl-Reinhard Trauner

70

Landessonderausstellung im Haus Bethanien
des Diakoniewerkes Gallneukirchen

Christa Schrauf

81

Kreativer Umgang mit dem Gesangbuch

Christa Kirschbaum

87

„Ein Ketzer bleibt er, der rebellisch trotz!“ –
Zum Gedenken an den „Pfarrer im Thal“
Johannes Mathesius

Karl W. Schwarz

98

Dietrich Bonhoeffer –
ein evangelischer Heiliger?

Michael Bünker

108

INHALT

Editorial	61
Karl W. Schwarz	
Toleranz ist ein Lebensprinzip	64
Heinz Fischer	
Fresacher Erklärung zur Toleranz 2015	68
Dokumentation	
GLAUBENSREICH – Zur Eröffnung der niederösterreichischen Landesausstellungstation in Mitterbach am 29.4.2015	70
Paul Weiland Birgit Lusche Karl-Reinhart Trauner	
Landessonderausstellung im Haus Bethanien des Diakoniewerkes Gallneukirchen	81
Christa Schrauf	
Kreativer Umgang mit dem Gesangbuch Christa Kirschbaum	87
„Ein Ketzer bleibt er, der rebellisch trotz!“ – Zum Gedenken an den „Pfarrer im Thal“ Johannes Mathesius Karl W. Schwarz	98
Dietrich Bonhoeffer – ein evangelischer Heiliger? Michael Bünker	108
Dankesrede Michael Bünker	112
Anhang	
AutorInnen	116
Impressum	117

Editorial

Das zweite Heft von Amt und Gemeinde blickt auf einige besonders bemerkenswerte Ereignisse in der ersten Jahreshälfte 2015 zurück:

- Am 22. Mai eröffnete Bundespräsident Dr. Heinz Fischer die erstmals veranstalteten Europäischen Toleranzgespräche in Fresach/Kärnten und hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede zum Thema „Toleranz ist ein Lebensprinzip“, in der er ausgehend von der klassischen Antike den Begriff Toleranz durchbuchstabierte, ihren unterschiedlichen Facetten nachging – bis in die Gegenwart mit ihren bedrängenden Fragen nach der aktuellen Toleranzbereitschaft, aber auch nach deren natürlichen Grenzen.

Wir dokumentieren diese Ansprache und verweisen auch auf die Fresacher Erklärung zur Toleranz 2015. Seinem abschließenden Wunsch um viel Erfolg bei der Premiere der Europäischen Toleranzgespräche fügte der Herr Bundespräsident auch den optimistischen Ausblick auf eine erfolgreiche Fortsetzung in den kommenden Jahren hinzu. Der DenkRaum Fresach hat sich ambitionierte Ziele gesetzt und

möchte sich als Kärntner Alpach präsentieren. Amt und Gemeinde wird diesen Weg sehr gerne begleiten, weil unsere Kirche mit dem Stichwort „Toleranz“ ein wichtiges kultur- und gesellschaftswissenschaftliches Datum verbindet und sich herausgefordert sieht, die in der Fresacher Erklärung zur Toleranz 2015 angeführten Positionen umzusetzen, etwa: *Toleranz und Vielfältigkeit bereichern das Leben in Europa und stellen dessen Besonderheit dar.*

- Am 29. April wurde in der Toleranzgemeinde Mitterbach die Niederösterreichische Landesausstellung ÖTSCHER:REICH eröffnet. Sie trägt den Untertitel GLAUBENSREICH und widmet sich den Evangelischen im Ötschergebiet („Holzknechte – Geheimprotestanten – Reformen“). Die drei Ansprachen von Superintendent Weiland, Pfarrerin Dr. Lusche und Militärsuperintendent DDr. Trauner laden gleichsam zum Besuch der Ausstellung ein, die bis 1. November geöffnet ist. Karl-Reinhart Trauner legt einen besonderen Akzent auf die josephinische Toleranz und korrespondiert insofern mit dem Fresacher Symposium.

- Am 26. April wurde im Evangelischen Kulturzentrum Fresach die diesjährige Sonderausstellung StimmKraft: Kirchenlieder schreiben Geschichte eröffnet. In dieser Ausstellung wird die Kraft des Singens in insgesamt sechs Tonlagen erkennbar gemacht: 1. Die Geschichte des evangelischen Liedes, 2. Die Menschen hinter den Liedern, 3. Evangelisches Lied – evangelische Identität, 4. Das Lied als Jahres- und Lebensbegleiter, 5. Das evangelische Gesangbuch, 6. Das evangelische Lied als gesellschaftspolitisches Statement. Kuratiert wird die Ausstellung von Alexander Hanisch-Wolfram und Werner Horn, die nicht nur einen Katalog erstellten, sondern auch einen wissenschaftlichen Begleitband herausgaben (Klagenfurt: Verlag des Kärntner Landesarchivs 2015). Aus diesem Band habe ich einen erfrischenden Beitrag ausgewählt, der nicht die historische Dimension zum Inhalt hat, sondern den „kreativen Umgang mit dem Gesangbuch“ heute. Die Verfasserin Christa Kirschbaum, Landeskirchenmusikdirektorin in Hessen-Nassau, die Herausgeber und der Verleger haben freundlicherweise den Nachdruck in Amt und Gemeinde ermöglicht, wofür hier besonders gedankt wird. Die Ausstellung ist bis 31. Oktober geöffnet.
- Am 29. April wurde in Gallneukirchen die oberösterreichische Landessonderausstellung 2015 eröffnet: Hilfe: LebensRisiken und LebensChancen. Soziale Sicherung in Österreich. Sie wurde kuratiert von Brigitte Kepplinger und Irene Dyk-Ploss und ist bis 1. November im ehemaligen Diakonissenmutterhaus Bethanien zu sehen, einem für die Ausstellung besonders geeigneten Ort, weil, wie es in dem uns zur Verfügung gestellten Text von Frau Rektorin Mag. Christa Schrauf nachzulesen ist, von diesem Ort richtungweisende Impulse für die Entwicklung im Sozial- und Gesundheitsbereich, insbesondere für die Professionalisierung der Pflegearbeit ausgegangen sind.
- Am 25. April fand in Joachimsthal/Jáchymov in Böhmen die diesjährige Jahrestagung der Johannes-Mathesius-Gesellschaft statt, bei der ein kleines Memorial für den Namenspatron inszeniert wurde, der vor 450 Jahren verstorben ist, aber als maßgeblicher Reformator in Nordböhmen, als Schulmeister und Liederdichter (EG 618) und vor allem als erster Lutherbiograph in Erinnerung geblieben ist. Meine Gedenkrede habe ich überschrieben: „Ein Ketzer bleibt er, der rebellisch trotz!“ – und in diesem Heft dokumentiert.
- Am 9. April jährte sich die Ermordung des bedeutenden evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer (1906–1945) zum 70. Mal. Aus diesem Anlass hat Bischof Michael Bünker einen Gedenkartikel verfasst: Dietrich Bonhoeffer – ein evangelischer Heiliger? Er folgt damit einer Anregung des früheren Ratsvorsitzenden der EKD Wolfgang Huber und weist auf

die zahlreichen theologischen Impulse hin, die Bonhoeffer in seinem so radikal abgekürzten Leben setzen konnte: für die Ökumene, für das Gespräch des Glaubens mit der säkularen Welt und für die Stellung der Kirche in den Herausforderungen der Zeit.

Dieses Heft von Amt und Gemeinde sollte Ihnen noch vor den Sommerferien in die Hände kommen, vielleicht verleitet es Sie zu einem Ausstellungsbesuch in Fresach, Gallneukirchen oder Mitterbach. Namens der Redaktion wünsche ich eine angenehme Urlaubszeit. ■

- Am 4. Mai wurde Bischof Michael Bünker das Große Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um das Land Wien überreicht. In seiner Laudatio führte Stadtrat Dr. Michael Ludwig aus: „Michael Bünker ist ein theologischer Experte, Lehrer, Wissenschaftler, Publizist und Humanist“, der es durch seine geradlinige Art verstehe, „Botschaften auf den Punkt zu bringen“. Die Redaktion von Amt und Gemeinde gratuliert dem Herausgeber für diese bemerkenswerte Auszeichnung – und bringt als besonderen rhetorischen Leckerbissen die Dankesrede zum Abdruck, die Bünker an den Wiener Bürgermeister Dr. Michael Häupl richtete.

Karl Schwarz

Toleranz ist ein Lebensprinzip

Von **Heinz Fischer**

Rede bei den 1. Europäischen Toleranzgesprächen: „Man braucht Kraft zur Selbstkritik“ am 22.5.2015.¹ Bundespräsident Heinz Fischer in Fresach/Kärnten: „Toleranz ist ein Lebensprinzip. Sie hilft, verschiedene Lebensentwürfe zu ermöglichen und das Zusammenleben der Menschen zu erleichtern“.

Sehr geehrter Herr Landeshauptmann!
Sehr geehrte Damen und Herren!

Mein Griechisch-Professor im Gymnasium verehrte zwei Lichtgestalten der Antike ganz besonders: Homer und Sokrates.

Homer muss uns heute nicht weiter beschäftigen, wohl aber Sokrates. Er stellte sich den Sophisten entgegen und trat für

das Gute und Gerechte ein (*agathos und dikaios*).

Um das zu erreichen, so lehrte er, müssen wir die Kraft zur Selbstkritik haben und über uns selbst Bescheid wissen. Ein radikaler Leitsatz von Sokrates lautete: *eido oudena eidenai*. (Ich weiß, dass ich nichts weiß).

Denn nur, wenn wir uns selbst in Frage stellen und uns unserer Unvollkommenheit bewusst sind, können wir die Meinung des Gegenüber leichter ernst nehmen, besser verstehen und uns damit auseinandersetzen bzw. aus unterschiedlichen Meinungen und Standpunkten vernünftig auswählen (*dialegesthai*).

Mit anderen Worten, Dialog und Dialektik in Form einer Gegenüberstellung von These und Antithese mit der Chance, eine Synthese zu finden.

Sokrates formulierte damit vor zweieinhalb tausend Jahren eine eindeutige Gegenposition zum Dogmatismus und zu

¹ Nachdruck aus: www.bundespraesident.at/newsdetail/artikel/rede-bei-den-1-europaeischen-toleranzgesprachen-man-braucht-kraft-zur-selbstkritik, abgerufen am 3.6.2015

der damit verbundenen Intoleranz; eine Vorstufe zu einer offenen Gesellschaft.

Aber der Einfluss des Sokrates währte kaum länger, als die Blüte des klassischen Athen. Er wurde erst im Zeitalter der Renaissance und noch mehr im Zeitalter der Aufklärung wiederentdeckt und als einer der Väter der Aufklärung geschätzt.

Bemerkenswert ist, wie vieles der kritische Rationalismus des Karl Popper mit dem Satz: „Ich kann recht haben und du kannst irren, du kannst recht haben und ich kann irren, aber zusammen können wir der Wahrheit näher kommen“, mit dem sokratischen Denken gemeinsam hat.

Also jenem Denken, das sich weigert, bestimmte Lehren als unumstößlich zu betrachten. Aber die Zeit dafür war noch lange nicht reif.

Ein unumstößlicher und nicht hinterfragbarer Dogmatismus beherrschte durch Jahrhunderte hindurch das Denken in vielen Bereichen und insbesondere im Bereich der Weltanschauung, der Religion und der gesellschaftlichen Ordnung.

Das berühmte geflügelte Wort: Man werde kein Jota nachgeben, stammt von einem theologischen Streit beim Konzil von Nicaea im frühen vierten Jahrhundert, wo es die Meinungsverschiedenheit gab, ob Gott Vater und Gottes Sohn wesensgleich, also *homo ousios* oder wesensähnlich (*homoiousios*) seien. Dieser Unterschied hat Exkommunikation, Spaltung und Gewalt ausgelöst.

Nichtorthodoxes Verhalten, also Toleranz, und das Zulassen oder sogar Wertschätzen abweichender Meinungen war

zugleich Delikt und Sünde. Häresie wurde sogar noch vielfach schärfer pönalisiert als Ungläubigkeit.

Weltanschauliche und religiöse Abweichungen führten ins Gefängnis, zum individuellen Scheiterhaufen oder zum kollektiven Krieg.

Es war ein Verdienst der Aufklärung, die Prioritäten neu zu ordnen.

Der Augsburger Religionsfriede von 1555 war noch kein Toleranzpatent.

Aber der Satz „*Cuius regio eius religio*“ war ein Paukenschlag, der erkennen ließ, dass man sich nicht nur verschiedene Religionen vorstellen konnte, sondern auch vertraglich vereinbarte, sie anzuerkennen und zu respektieren.

Von dort zu den Toleranzpatenten im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war es noch ein weiter Weg von zweieinviertel Jahrhunderten.

Aber ohne die Akzeptanz des Prinzips weltanschaulicher Toleranz – eine Akzeptanz, die bekanntlich vom Faschismus, vom Stalinismus und von anderen totalitären Systemen verweigert und bekämpft wurde – ist Demokratie nicht möglich.

Denn die Hauptspielregel der Demokratie besagt, dass das Volk als mündiger Souverän einen friedlichen Machtwechsel herbeiführen und die Macht mit Mehrheit in die Hände von Menschen legen kann, deren Standpunkte Einzelne oder auch ganze Gruppen nicht teilen. Dies setzt allerdings voraus, dass bestimmte Spielregeln eingehalten werden und der Weg zum neuerlichen friedlichen Machtwechsel weiterhin offen bleibt.

Meine Damen und Herren!

Ich habe von Spielregeln gesprochen, die eingehalten werden müssen, wenn das auf Toleranz aufbauende, demokratische System funktionieren soll. Zu diesen Spielregeln gehört die Anerkennung der Menschenwürde als unveräußerliches Prinzip und die Einhaltung bestimmter Grund- und Freiheitsrechte.

Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren, heißt es in der Menschendeklaration der Vereinten Nationen.

Da unser Planet derzeit von nahezu acht Milliarden Menschen bewohnt wird, ist es evident, dass die Freiheit des Einzelnen dort ihre Grenze finden muss, wo die gleichberechtigte Freiheit des Mitmenschen beginnt. Das gilt schon für die Familie, für das Dorf, für den Staat und letztlich global. Und um diese Koexistenz menschlicher Freiheitsrechte funktionsfähig zu machen und zu erhalten, kennt jede demokratische Verfassung in der einen oder anderen Form Grund- und Freiheitsrechte im Verfassungsrang.

Also z. B. Menschenwürde,
Gleichberechtigung,
Meinungsfreiheit,
Religionsfreiheit,
Freiheit der Kunst und der Wissenschaft,
Freiheit des Eigentums etc.

Das sind die liberalen Grundrechte des 19. Jahrhunderts, zu denen im 20. Jahrhundert soziale Grundrechte dazukamen oder dazukommen sollten.

Und da auch diese Grundrechte in Gegensatz zueinander geraten könnten, gibt es bei fast allen von ihnen sogenannte Gesetzesvorbehalte, also die Möglichkeit von Abgrenzungen oder Präzisierungen zur Feinsteuerung.

Somit kann man sagen:

Das Zusammenleben der Menschen in einer humanen, freiheitlich-demokratischen Gesellschaft kann auf die Normierung und Beachtung von Grund- und Freiheitsrechten unter denen ich die Menschenwürde an die erste Stelle setze, nicht verzichten.

Diese Grund- und Freiheitsrechte müssen der Maßstab der Rechtsordnung sein, müssen durch soziale Grundrechte eine reale Lebensgrundlage erhalten und durch das Prinzip der Toleranz lebbar gemacht werden.

Wie weit reicht aber Toleranz? Wie weit darf sie gehen?

Auf diese Frage ist eine quantifizierende Antwort kaum möglich.

Toleranz ist kein expliziter Bestandteil eines Normengebäudes, sondern ein Lebensprinzip – wenn Sie wollen eine Lebensweisheit, die hilft, das Aufeinanderprallen unterschiedlicher Grundwerte und Lebensauffassungen abzufedern, andere Lebensentwürfe zu ermöglichen und das Zusammenleben der Menschen zu erleichtern. Toleranz enthält auch den Verzicht auf die Erzwingung von Dominanz, ist Respekt vor der dissenting opinion, nimmt Rücksicht nicht nur auf die Nächsten, sondern Toleranz steht daher auch in einem engen Zusammenhang

mit einem von Christentum, Humanismus und Aufklärung geprägtem Menschenbild des mündigen und selbstverantwortlichen Menschen.

Wir bräuchten beides: verbindliche Normen, aber auch Toleranz. Eine Toleranz, die nicht Ausdruck von Schwäche ist, sondern Ausdruck des Respekts vor den Mitmenschen und des Bekenntnisses zum Pluralismus.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Ich danke den Veranstaltern der Europäischen Toleranzgespräche 2015, dass sie sich diesem Thema in ganz besonderer Weise widmen und wünsche nicht nur der Premiere der Europäischen Toleranzgespräche in Fresach Erfolg, sondern auch erfolgreiche Fortsetzung in den kommenden Jahren. ■

1. Toleranz, Meinungsvielfalt und Religionsfreiheit

- **Toleranz** bedeutet Respekt und Anerkennung und schafft Frieden. Toleranz ist die Fähigkeit, sich in die Ideen und Gedanken anderer hinein zu versetzen.
- **Toleranz** wird dort Wirklichkeit, wo die Werte der Gleichheit und Gerechtigkeit umgesetzt werden – in persönlichen Beziehungen wie auch auf nationaler, europäischer und globaler Ebene.
- **Toleranz** bedingt, dass alle in Europa ausgeübten Religionen zu Europa gehören und die kulturelle Vielfalt bereichern und diese Tatsache respektierend erkannt wird.
- **Toleranz** bedeutet mehr als die Duldung zu Zeiten der Toleranzpatente oder des Edikts von Nantes.
- **Toleranz** bedeutet auch, dass alle Menschen die Möglichkeit haben müssen, sich innerhalb der von ihnen gewählten Lebensformen in Würde entfalten zu können.
- **Toleranz** heißt nicht Gleichgültigkeit und auch nicht, keine Meinung und Überzeugung zu haben.
- **Toleranz** erfordert, dass die eigene Überzeugung mit Argumenten begründet und verteidigt sowie die Meinung der Anderen respektiert wird, soweit diese ebenfalls auf dem Fundament der Toleranz fußt.
- **Toleranz** muss Zweifel und Kritik an der eigenen Meinung zulassen und zur Selbstreflexion fähig sein.
- **Toleranz** bedeutet vor allem Diskussion und Dialog getragen von Respekt und ist mit Hass, Diskriminierung und Abwertung der Anderen unvereinbar.

2. Toleranz und das neue Europa

- In einem Europa, in dem Menschen unterschiedlicher Religionen, Hautfarben und regionaler Herkunft leben, hat **Toleranz** einen unverhandelbaren, hohen Stellenwert.
- Die Europäische Union, die gegründet wurde, um Rassismus, Völkerhass und Krieg zu überwinden, darf den universellen Wert der **Toleranz** nie in Frage stellen.
- Die Institutionen der Europäischen Union müssen sich mit Vehemenz gegen alle Tendenzen in den einzelnen Mitgliedsstaaten wehren, die Grund- und Freiheitsrechte einschränken.
- **Toleranz** und Vielfältigkeit bereichern das Leben in Europa und stellen dessen Besonderheit dar.
- **Toleranz** kann nicht alle Konflikte verhindern, aber sie hilft diese friedlich auszutragen.

3. Europa, Kriege und globale Armut

- **Toleranz** bedeutet die Aufnahme von Menschen, deren Lebensumstände und -bedingungen sie zur Flucht getrieben haben.
- **Toleranz** bedeutet aber auch, diesen Menschen in ihrer neuen – vorübergehenden oder dauerhaften – Heimat lebenswerte Bedingungen sowie Ausbildung und Arbeit anzubieten.
- **Toleranz** heißt, das massenhafte Sterben im Mittelmeer nicht länger tatenlos hinzunehmen.
- **Toleranz** macht ein Ende von Kolonialismus und Neo-Kolonialismus und eine neue Partnerschaft mit unseren ärmeren Nachbarn unabdingbar.
- Europa muss sich aller militärischen Interventionen enthalten, die eine neue Welle der Gewalt und des Terrorismus entfachen.
- Statt militärischer Interventionen brauchen wir ein glaubwürdiges Engagement gegen Armut und Klimawandel.



Informationen zur Ausstellung

GLAUBENSREICH. Evangelische im Ötschergebiet – Holzknecchte, Geheimprotestanten und Reformer

Altes Schulhaus Mitterbach
(gegenüber der Evangelischen Kirche)

Öffnungszeiten

30. April bis 1. November 2015: Mittwoch bis Sonntag, 10.00–17.00 Uhr

Die Ausstellung ist während der Öffnungszeiten frei zugänglich.

Eintritt: Freiwillige Spende (Richtpreis EUR 3,-)

Führungen

Fixe Führung: Jeden 1. Sonntag im Monat, 11.00 Uhr (v. a. auch für Einzelpersonen)

Gruppen-Führungen: Gegen (rechtzeitige) Voranmeldung bei Pfarrerin Dr. Birgit Lusche (Tel. 03882/2275)

Führung (zusätzlich): EUR 4,-. Die Führungen dauern ca. 1 ½ Stunden und beinhalten eine Führung durch die Ausstellung mit Besichtigung der Kirche und einen kleinen Rundgang über den Dorfplatz zum historischen evangelischen Friedhof.

Rundwanderweg Gemeindealpe

Im Gipfelbereich der Gemeindealpe führt in 1626m Seehöhe ein bequemer und leicht begehbarer Wanderweg rund um das Gipfelplateau der Gemeindealpe. Die Gehzeit beträgt etwa 40 Minuten. Entlang des Weges laden gemütliche Holzbänke zur Rast ein. Der Rundwanderweg beginnt beim Terzerhaus und führt zunächst in Richtung Westen. Entlang des Weges sind sechs Stationen errichtet, bei denen man anhand von Panoramafotos, Edelstahltafeln und verschiedenen Artefakten Einblick in die Geschichte der zugewanderten geheimprotestantischen Holzknecchte im 18. Jahrhundert bekommt.

Zur Eröffnung der Ausstellung GLAUBENSREICH

im Rahmen der niederösterreichischen Landesausstellung

ÖTSCHER:REICH am 29. April 2015 in Mitterbach.

Evangelische Geschichte im Ötschergebiet – von Holzknechten,
Geheimprotestanten und Reformern in einer von
15 Ausstellungsstationen der NÖ-Landesausstellung.

Von **Paul Weiland** | **Birgit Lusche** |
Karl-Reinhart Trauner



Meine sehr verehrten Damen und Herren,
Sie erleben in der Ausstellung „GLAUBENSREICH“ in Mitterbach ein Stück niederösterreichische Geschichte, die Sie nur hier erleben können. Sie ist einzigartig, exklusiv. Schön, dass Sie gekommen sind.

Es ist ein Teil der Geschichte dieses Landes, die nicht selten verdrängt wird, oft vergessen ist. Darum ist diese Ausstellung auch weit über den evangelischen Bereich hinaus wertvoll, weil die Erinnerung an diese Geschichte mithilft, die Herkunft besser zu verstehen und die Gegenwart besser einordnen zu können. Warum etwas ist, wie es ist, das ist nicht immer auf den ersten Blick erkennbar. Und wenn es ganz optimal kommt, dann helfen diese Rück- und Einblicke auch, Lehren zu ziehen für das aktuelle Miteinander von Menschen heute.

Um das, was diese Ausstellung hier dokumentiert, richtig einordnen zu können, muss man auch die damaligen Gegebenheiten, Umstände und Voraussetzungen kurz skizzieren, die Entwicklungen und die Lebensumstände bedenken.

Im großen Zusammenhang geht es um das Thema Mensch und Bewältigung des Lebens. Versetzen sie sich kurz zurück in das 16. Jahrhundert. Das mittelalterliche Weltbild hat die Menschen noch fest im Griff. Auch Dämonen und Geister waren reale Größen. Angst war ein oft bestimmender Faktor.

Von dem allen loszukommen war eine Sehnsucht der Menschen. Die damalige westliche Kirche hat das ausgenutzt. Es

gab zum Beispiel das Angebot, sich gegen Geld von einem Teil seiner Strafen loskaufen zu können.

Dagegen trat einer aus dem Kreis der kirchlichen Männer auf, ein Mönch und Theologe, Martin Luther. Er sagte: Menschen werden damit betrogen. Selig wird der Mensch allein aus Gnade, allein aus Glauben, allein durch Jesus Christus. Und das bedingungslos. In der Bibel hat er diese Position gefunden. Und anhand der Bibel wollte er eine Reform der ganzen westlichen Kirche.

Wir wissen aus der Geschichte, nur ein Teil der Kirche ist diesem Reformgedanken gefolgt, der andere nicht. Seither gibt es die Römisch-katholische und die Evangelische Kirche.

Luthers Lehren jedenfalls verbreiteten sich sehr rasch, auch in Österreich. Innerhalb weniger Jahre fanden die Reform-Vorschläge von Martin Luther durch Handwerker, Studenten und Adelige, die eine Zeit lang in Deutschland lebten und wieder in ihre Heimat zurückkehrten, eine rasche Verbreitung. Aber auch das aufblühende Gewerbe des Buchdrucks spielte eine große Rolle. Bibeln, Predigtbücher, die 95 Thesen, in denen Luther seine Reformvorschläge zur Diskussion vorlegte, Andachtsbücher und andere Schriften kamen nach Niederösterreich und mit ihnen die Inhalte der Reformation. Ende des 16. Jahrhunderts waren 90 Prozent des Adels in NÖ und zwei Drittel der Bevölkerung Niederösterreichs Evangelisch. Niederösterreich war ein evangelisches Land.

Zu den Anhängern der Reformation gehörte allerdings nicht der Landesherr. Für

ihn war das Eindringen und die Durchsetzung der reformatorischen Bewegung ein Problem, ja eine Anfechtung. Die gewaltsame Gegenreformation im Bewusstsein, dass der Herrscher eines Landes auch die Religion der Bewohner vorgeben kann, hatte im 17. Jahrhundert massive Folgen für die Evangelischen in Niederösterreich. Zahlreiche sind ausgewandert. Fast alle von ihnen nach Franken. Viele sind wieder katholisch geworden. Ganz wenige in NÖ haben ihren Glauben im Geheimen gelebt. Das waren nicht mehr als ein paar Handvoll Menschen, vor allem im Gebiet um den Sonntagberg (Rosina Steinauer). Ende des 17. Jahrhunderts gab es praktisch keine Evangelischen in Niederösterreich.

So war das Einwandern der geheimprotestantischen Holzknechte ab dem Jahr 1747 in die Region um den Ötscher gleichsam ein zweiter Beginn evangelischen Lebens in Niederösterreich. Sie wurden von Adeligen und von Stiften wegen ihrer Kompetenz angeworben, um das Holz in den damaligen Urwäldern dieser Region zu schlägern und auch durch das unwegsame Gelände Richtung Wien oder Richtung St. Pölten zu bringen. Dass sie Geheimprotestanten waren, merkte man erst später.

Die Geschichte der Holzknechte, ihre kulturelle Leistung, ihre Glaubensstiefe ist das Thema dieser Ausstellung. Die Ausstellung hat den Titel GLAUBENSREICH und meint das in eine zweifache Richtung. Der Glaube der Region hier ist reicher und vielfältiger geworden. Das, was wir heute in unserer Gesellschaft mit verschiedenen Religionen und sehr unterschiedlichen

Kulturen leben, das konnte hier schon im 18. Jahrhundert eingeübt werden. Aber auch so ist der Titel zu verstehen: Die Holzknechte haben einen reichen, tiefen Glauben mitgebracht, der es ihnen ermöglicht hat, ihrem Glauben ohne kirchliche Strukturen, ohne Unterstützung, je gegen Gewalt und Verfolgung treu zu bleiben.

Eine Wende brachte der aufgeklärte Kaiser Josef II. Er erließ im Jahr 1781 das Toleranzpatent, das evangelisches Leben unter bestimmten Voraussetzungen auch öffentlich duldete. Wo 500 Evangelische oder 100 evangelische Familien lebten, konnte ein Bethaus errichtet werden.

Die ehemaligen Geheimprotestanten wurden zum Fundament der neuen evangelischen Kirche in Niederösterreich. 1785 wurde die Evangelische Pfarrgemeinde Mitterbach gegründet, und noch im Jahr 1785 das Bethaus errichtet und eingeweiht, das den Grundbestand der heutigen Kirche bildet, erweitert im Jahr 1849 um einen Turm. Und – typisch für evangelische Gemeinden – schon im Jahr 1786 wurde die Schule errichtet. Weitere Schulen wurden von der Evangelischen Gemeinde Mitterbach in Naßwald, Ulreichsberg und Lahnsattel gegründet.

Nach dem Toleranzpatent haben die Menschen dieser Region hier gelernt, zunächst nebeneinander, aber dann auch miteinander zu leben. Für die Frage, wie können Menschen angesichts einer sehr belastenden Geschichte lernen, wieder gut und zukunftsorientiert miteinander umzugehen – das ist eine in vielen Gebieten unserer Welt aktuelle Frage – kann die Geschichte in dieser Region Beispiel und Le-

benshilfe sein. Symbolisch hat die Marktgemeinde Annaberg diese Geschichte in ihrer Festtracht zum Ausdruck gebracht. Während für die Farben die Kleidung der in der Wallfahrtskirche abgebildeten Heiligen Anna Grundlage war, wurde für den Schnitt des Rockes in Erinnerung an die Einwanderung der evangelischen Holzknechte der sogenannte „Salzkammergutrock“ gewählt.

Ein zweiter sehr aktueller Bezug ist die Frage von Glaube und Öffentlichkeit. Das Toleranzpatent ermöglichte eine gewisse Sichtbarkeit. Bethäuser durften gebaut werden, aber sehr restriktiv, ohne Turm, ohne runde Fenster, ohne Eingang von der Hauptstraße. Die gegenwärtige Diskussion dazu ist zum Beispiel bei der Frage des Baus von Moscheen: mit oder ohne Minarett? Oder grundsätzlich stellt sich heute oft die Frage: wie weit kann und darf Glaube sichtbar sein und werden in der Öffentlichkeit? Die Diskussion um in Schulen oder Kindergärten angebrachte Kreuze ist ein Beispiel dafür, die sich häufenden Beschwerden und Anzeigen wegen des Glockenläutens ein anderes.

Die Ausstellung will mithelfen, diesen Teil der oft vergessenen Geschichte Niederösterreichs in Erinnerung zu rufen. Sie will einen Beitrag zum besseren Verstehen der Vergangenheit leisten, um damit in eine tragfähige Zukunft gehen zu können.

Die Ausstellung kann aufgrund der Fülle des Materials und des zur Verfügung stehenden Raumes nur exemplarisch sein. Das wurde anhand der Schwerpunktthemen „Evangelisch-Sein“, „Holzknechte“,

Geheimprotestantismus“, „Toleranzzeit“ und „Kirche heute“ versucht. Sie zeigt im Erdgeschoss einen Schulraum, in dem die Geschichte der Evangelischen Schulen in Mitterbach und Ulreichsberg gezeigt wird. Exemplarisch wird das Thema „Evangelische Kirche und Bildung“ an der Loosdorfer Schulordnung dargestellt. In einem Film ist die Geschichte der Pfarrgemeinde Mitterbach zu sehen und zu hören.

In den Räumen im 1. Stock der Alten Schule sind im Zentrum des 1. Raumes eine alte Lutherbibel aus dem Besitz einer Holzknechtfamilie und eine Axt. Die Bibel ist zugleich Hinweis, dass Evangelische Kirche nicht mit dem 16. Jahrhundert beginnt, sondern so alt ist wie die Bibel. Sie ist das Zentrum evangelischen Glaubens.

In diesem Raum gibt es auch eine Hörstation, bei der Lieder der Holzknechte zu hören sind, die sie aus ihrer ehemaligen Heimat mitgebracht haben und in der neuen Heimat weiter tradiert haben.

Der Anstellung, der Arbeit und dem Glaubensleben der Holzknechte ist ein weiterer Raum gewidmet. Dazu gibt es auch Darstellungen des Ötschergebietes und des Siedlungsgebietes der Holzknechte, aber auch Rezepte von Holzknechtspeisen.

Der Geheimprotestantismus wird in einem dunklen Raum dargestellt mit Beschreibungen von Geheimgottesdiensten, Bibelverstecken, der Ausstellung von lutherischen Büchern, die in der Gegenreformation verbrannt hätten werden sollen, aber gerettet werden konnten. In einer Hörstation sind u. a. Tipps zu hören, wie

sich Geheimprotestanten im Umgang mit römisch-katholischen Autoritäten und Anliegen verhalten sollten.

Martin Luther und die Grundsätze der Reformation, das Toleranzpatent, aber auch die Struktur der Evangelischen Kirche und die Evangelische Kirche in Niederösterreich heute sind weitere Themen der Ausstellung.

Heute leben in Niederösterreich in 28 evangelischen Pfarrgemeinden, die flächenmäßig das gesamte Bundesland abdecken und bei Mitterbach auch in die Steiermark reichen, rund 42.000 Evangelische. Die knapp 500 Holzknechte im 18. Jahrhundert waren der neue Beginn evangelischen Lebens in Niederösterreich nach der Gegenreformation. ■

Paul Weiland



Geistliche Einstimmung: GLAUBENSREICH

GLAUBENSREICH

Das waren die Vorfahren der Evangelischen Pfarrgemeinde Mitterbach. Sie sind Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem Dachsteingebiet hierher gewandert mit Sack und Pack.

Das Holz und der gesicherte Arbeitsplatz als Holzknechte des Stiftes Lilienfeld hatten sie zur Wanderung bewogen. Doch die Holzknechte hatten noch einen anderen bedeutsamen Grund für ihren Zusammenhalt: Es war ihr evangelischer Glaube, an dem sie im Geheimen festhielten.

GLAUBENSREICH

Es ist bereits über 200 Jahre her, dass Martin Luther lebte und mit seinen Thesen das Denken für immer veränderte:

Die Möglichkeit, die Bibel in der eigenen Sprache zu lesen und zu hören, das Wissen, dass jeder Mensch unabhängig von seiner Leistung und Herkunft gleich viel wert ist, weil Gott ihn gerecht spricht allein durch den Glauben und die Zuversicht, dass wir einen liebenden Gott haben, der uns durch das Leben begleitet – das wussten und daran glaubten auch diese Holzknechte. Und so lebte sie als sogenannte Geheimprotestanten in den Wäldern des Ötscher.

GLAUBENSREICH

Ihrem Zusammenhalten, ihrem starken Glauben – gewonnen aus dem Wort Gottes, ihrem Mut und ihrer Standfestigkeit – ist es zu verdanken, dass – sobald es im Jahr 1781 geduldet wurde, evangelisch zu sein – hier nun offiziell eine evangelische Gemeinde entstand. Der lang ersehnte Wunsch ging bald in Erfüllung: Am Christtag im Jahr 1785 wurde die Einweihung dieses – damals noch Bethauses – gefeiert.

GLAUBENSREICH

Im Laufe der Jahrzehnte wuchs die evangelische Gemeinde, eine evangelische Schule wurde gebaut, ein eigener Friedhof entstand. Im Jahr 1849 wurde der Traum von einem Turm und Glocken wahr. Eine besondere Orgel stimmte bald in den Lobgesang der Gemeinde mit ein.

Unsere Pfarrgemeinde ist die älteste Gemeinde in Niederösterreich und eine rein lutherische Gemeinde nach dem Augsburger Bekenntnis. Sie ist somit eine Toleranzgemeinde.

Rund 750 Gemeindemitglieder zählt sie. Sie gehört zur Diözese Niederösterreich – obwohl auch ein großer Teil der Gemeindemitglieder in der Steiermark wohnt.

In Mitterbach ist rund ein Drittel der Bevölkerung evangelisch. Das relativ große Gemeindegebiet geht vom Annaberg bis zum Seeberg, von Ulreichsberg bis nach Lackenhof sowie nach Hinterwildalpen. Unsere Hauptkirche steht in Mitterbach, ebenso feiern wir Gottesdienst in unserer Kirche in Reith und im

Bethaus Ulreichsberg, sowie in den Römisch-katholischen Kirchen in Lackenhof und Hinterwildalpen.

Die Gemeinde ist heute verwurzelt im festen Glauben, nährt sich von der Tradition und der Leistung unserer Vorfahren. Zusammenhalt und Standfestigkeit zeichnen die Nachkommen der Holzknechte nach wir vor aus. So sind wir als evangelische Gemeinde im Mariazeller Land bemüht, auf Gottes Wort immer wieder neu zu hören, an die Grundlagen der Bibel zu erinnern und treu dem reformatorischen Bekenntnis in der Tradition der Kirche Jesu Christi zu leben und vor allem eines zu sein:

GLAUBENSREICH

Oder um es mit den Worte Martin Luthers auszudrücken:

„Denn wir sind es nicht, die die Kirche erhalten,

unser Vorfahren sind es auch nicht gewesen,

unsere Nachkommen werden's auch nicht sein,

sondern der ist es gewesen, ist's noch, wird's sein,

der spricht: Ich bin bei euch bis zum Weltende.“

In diesem Sinne darf ich Sie alle heute Abend recht herzlich hier in unserer Toleranzkirche begrüßen. Schön, dass Sie sich auf den Weg gemacht haben. Ich wünsche Ihnen heute einen gesegneten Eröffnungsabend und einen erfüllten Besuch bei unserer Ausstellung:

GLAUBENSREICH

Evangelisch im Ötschergebiet.

Holzknichte – Geheimprotestanten –
Reformer.

Dankeswort:

Liebe Schwestern und Brüder,

es ist reizvoll und bedarf Interesse sich ehrenamtlich zu engagieren. Dieser Dienst soll Anerkennung finden. Ein jeder der ehrenamtlich dient, soll dafür Gewinn an Wissen, an Fähigkeiten und an persönlicher Erfüllung erhalten. Hier für diese Ausstellung ist dies in eindrucksvoller Weise geschehen. Seit zwei Jahren wird von vielen hier gesammelt, geforscht, interviewt, gefilmt, organisiert und diskutiert – sich ausgetauscht und informiert.

Ohne diesen Einsatz gäbe es heute diesen Eröffnungsabend und diese **Ötscher:Reich Station** nicht mit dieser Ausstellung, mit den geführten Wanderungen, mit dem Rundwanderweg auf der Gemeindealpen und den Buchpublikationen. Dafür gilt es DANKE zu sagen.

Besonders danken möchte ich vor allem einer Person, die von Anfang an diese Idee mitgetragen hat und viele andere motiviert hat und zum Gelingen der Ausstellung besonders beitragen hat: unserer Presbyterin Gertraud Susanna Resch.

Mögen wir alle die nächsten Monate weiterhin so zusammenhalten und arbeiten, so dass diese Ötscher:Reich Station Mitterbach für die Besucher und für uns zu einem besonderen und nachhaltigem Erlebnis wird.

Dafür gilt es vor allem Gott zu danken und ich bitte sie zu einem Dank- und Segensgebet aufzustehen:

Gebet:

Gnädiger Gott, wir danken dir, dass wir heute dieses schönen Eröffnungsabend miteinander feiern können.

Wir danken dir für die Frauen und Männer, die so selbstverständlich und uneigennützig sich hier engagieren und somit ihren Dienst an der Kirche und an dir tun.

Wir danken dir dafür dass sie so viel geleistet haben, durch ihre Tatkraft und Begeisterung und immer wieder neue Ideen die Arbeit vorangebracht haben.

Dankbar sind wir heute auch für die Begegnungen und Gespräche, für die Reden und Grußworte, die uns bestärken in unserem Engagement.

Gnädiger Gott, du bist unser Schöpfer, du hast uns beschenkt mit Kräften und Talenten, du hast uns Augen gegeben für unsere Mitmenschen.

Gib uns deinen Segen für die Menschen die hier ein und ausgehen werden, segne die Begegnungen und Gespräche, segne diese Ötscher:Reich Station:

GLAUBENSREICH

Das gewähre uns der dreieinige Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist.

Amen. ■

Birgit Lusche

Toleranz



I.

Der Herrscher bestimmt, was die Untertanen zu glauben haben. Das ist – vielleicht etwas drastisch ausgedrückt – die Religionspolitik der absoluten Herrscher. Es geht dabei nicht unbedingt um Wahrheit, sondern um den Herrschaftsanspruch: Im Zeitalter des Absolutismus gehen die Herrscher davon aus, dass sie alles beherrschen, einschließlich des Glaubens und Denkens. Nur so ist es erklärlich, dass Kaiserin Maria Theresia einerseits am Gebiet des heutigen Österreichs Protestanten wegen ihres Glaubens hart verfolgt und aus dem Land jagt, andererseits in Galizien ebenfalls Protestanten religiöse Freiheiten gewährt. Alles hängt von der Entscheidung des Herrschers ab.

Maria Theresias Sohn Joseph II., seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und seit dem Tod seiner Mutter 1780 auch Herrscher in den habsburgischen Kernländern, sieht das schon ein wenig anders. Für ihn ist der preußische König Friedrich II. ein gewisses Vorbild. Die Beziehung zwischen Joseph II. und dem fast 30 Jahre älteren Preußenkönig ist eigenartig. Politisch waren sie Kontrahenten im Ringen um die Vorherrschaft im Deutschen Reich; wobei Friedrich erfolgreicher war, hatte er doch von den Habsburgern das schöne und reiche Schlesien erobert. In weltanschaulichen Dingen kann man jedoch zwischen Joseph und Friedrich viele Parallelen finden. Beide waren Vertreter des sog. aufgeklärten Ab-

solutismus, die Ideen der Aufklärung waren beiden wichtig.

Zum Ausdruck kommt diese Grundhaltung in Friedrichs Politischem Testament aus dem Jahr 1752 (überarbeitet 1768), in dem er die Prinzipien seiner Herrschaft darlegt. Er erklärt darin, dass ein Staatssystem – und das ist noch ganz absolutistisch gedacht – „nur aus einem Kopfe entspringen (kann); also muß es aus dem des Herrschers hervorgehen.“ Knapp danach findet sich aber auch die berühmte Formel, dass „der Herrscher ... der erste Diener des Staates“ sein muss. „Man fordert ... von ihm, daß er werktätig für das Wohl des Staates arbeite ...“ Das ist das aufgeklärte Moment seines Denkens.

Der Herrscher ist der erste Diener. Aber Diener des Staates sind alle, vom einfachen Bürger bis zur einflussreichen Organisation, die eine Schlüsselposition für das Funktionieren eines Staates einnimmt.

Damit kommt die Kirche ins Blickfeld. Maria Theresia vertrat ein ganzheitliches Weltbild ohne Brüche zwischen Staat und Kirche, für Joseph II. wird auch die Kirche zum Diener des Staates. Wenn man so will, könnte man sagen, dass der Josephinismus darauf abzielt, die Religionsgemeinschaften – und auch die junge Evangelische Kirche – wenn schon nicht zu Instrumenten der Politik, so doch zu Trägern (und Dienern) des Staates zu machen.

Aufgeklärt ist auch die persönliche religiöse Überzeugung. Joseph wird auch hier in manchem Friedrich ähnlich sein, der in seinem Politischen Testament ausführt:

„... Für die Politik ist es völlig belanglos, ob ein Herrscher religiös ist oder nicht. ... man muß (nur) auf die große Masse soweit Rücksicht nehmen, daß man ihre religiösen Gefühle nicht verletzt, einerlei, welchem Glauben sie angehören ...“ – Das ist Aufklärung in Reinkultur!

II.

Ein Ausdruck absolutistischen Herrschens ist es jedoch, dass Joseph II. ein Toleranzpatent erlässt. Wie seine Mutter Maria Theresia verbietet – oder toleriert er aber andere Meinungen: „Wir Joseph der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter Römischer Kaiser zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, ... Unsere k. k. landesfürstliche Gnade, und geben euch gnädigst zu vernehmen.“ Das Toleranzpatent ist ein einseitiger Rechtsakt; der Joseph übrigens sehr unter den Nägeln gebrannt haben muss, denn er erfolgt unmittelbar nachdem er die Alleinherrschaft in den habsburgischen Ländern erhält.

Er betrifft die Evangelischen Augsburgischen (d. h. lutherischen) und Helvetischen (d. h. reformierten) Bekenntnisses – er führt dabei gleich die bis heute üblichen Bezeichnungen ein – sowie die Griechisch-Orthodoxen (andere hat es damals in Österreich nicht gegeben). Wenig später (1782) werden mit einem ganz ähnlichen Patent die Juden (zumindest in Wien und Niederösterreich) ebenfalls toleriert. In Folge des Toleranzpatents begründeten sich fast 50 Pfarrgemeinden, die sog. Toleranzgemeinden, auf dem Gebiet des heutigen Österreichs.

Nach der absolutistischen Form des Patents wird es jedoch sehr aufgeklärt: „Überzeugt eines Theils von der Schädlichkeit alles Gewissenszwanges, und anderer Seits von dem grossen Nutzen, der für die Religion, und dem Staat, aus einer wahren christlichen Tolleranz entspringet, haben Wir Uns bewogen gefunden“, die Evangelische und Orthodoxe Kirche zu erlauben. Es geht also („Schädlichkeit alles Gewissenszwanges“) um die Forderung der Aufklärung nach „Ausgang des Menschen aus seiner ... Unmündigkeit“, wie es Immanuel Kant ungefähr gleichzeitig (1784) ausgedrückt hat.

Aber es geht durchaus auch um Praktisch-Handfestes, wenn Joseph als erster Diener des Staates den „grossen Nutzen“ der Toleranz anspricht. Man muss dabei wissen: Die Vertreibungen der Protestanten v. a. aus Tirol unter Maria Theresia haben diese Länder fast an den wirtschaftlichen Ruin gebracht, weil plötzlich die Facharbeiter gefehlt haben.

Die Evangelischen haben zu Recht das Toleranzpatent als Befreiung nach rund 250-jähriger Unterdrückung gefeiert, aus heutiger Sicht tun sich doch auch viele Fragen auf. Das Wort „Toleranz“ kommt vom lateinischen *tolero* „ertragen, aushalten, erdulden ... , es aushalten“. Die Bestimmungen des österreichischen Toleranzpatents 1781 machen dies deutlich, die Katholische Kirche bleibt weiterhin die bestimmende. Die anderen waren die Nicht-Katholiken, die Akatholischen; die Evangelischen werden wenigstens als „Religionsverwandte“ definiert.

Den Evangelischen und Orthodoxen wird keine öffentliche Religionsausübung zuerkannt, nur ein „Privat-Exercitium“ allenthalben gestattet. „Der katholischen Religion allein soll der Vorzug des öffentlichen Religions-Exercitii verbleiben ...“. Erinnert sei an das Politische Testament Friedrichs II.: „... man muß auf die große Masse ... Rücksicht nehmen“.

Dementsprechend hatten die tolerierten, erduldeten Konfessionen auch nicht das Recht auf einen regelrechten Kirchenbau: „In Ansehung des Bethauses befehlen Wir ausdrücklich, daß, wo es nicht schon anders ist, solches kein Geläut, keine Glocken, Thürme, und keinen öffentlichen Eingang von der Gasse, so eine Kirche vorstelle, haben ...“

Das Toleranzpatent verwendet also den Begriff „Toleranz“ in einem sehr engen Verständnis, von Gleichberechtigung ist das Toleranzpatent weit entfernt.

III.

Zusammenfassend und aus heutiger, moderner Perspektive kann bemerkt werden:

Joseph II. machte mit seiner Toleranzgesetzgebung Österreich endgültig und offiziell zu einem multikonfessionellen und pluralen Staat. Er erkannte, dass der Herrscher oder der Staat den Glauben (oder auch andere Überzeugungen) der Menschen, selbst wenn sie Untertanen sind, bestimmen darf und kann.

Die Aufklärung hat den Menschen beigebracht, dass der „Wahrheit“ immer etwas Subjektives anhaftet und niemand einen Absolutheitsanspruch mit seiner

Wahrheit vertreten kann. Gerade diese Erkenntnis macht Toleranz erst möglich, verpflichtet aber zum Überprüfen der eigenen wie auch der anderer Position; das erinnert an den evangelischen Grundsatz, dass die Kirche sich laufend erneuern muss („*ecclesia semper reformanda*“).

Der Staat Josephs war aber – anders als heute – nicht säkular und auch nicht religionsneutral. Es gab auch keineswegs das, was heute als Trennung von Staat und Kirche bzw. Politik und Religion ein Grundprinzip des modernen Staates ist.

Die Toleranzgesetzgebung basierte auf einem obrigkeitlichen Akt und nicht auf einem Konsens einer zivilreligiösen Gesellschaft, wo wir Toleranz heute verankern. Der Schlüsselfaktor für die Toleranz Josephs war der Herrscherwille, heute können Überzeugungen nicht staatlich vorgeschrieben werden. Der Schlüsselfaktor der Toleranz heute kann nur ein gesellschaftlicher Konsens sein, der idealtypisch seinen sichtbaren Ausdruck im staatlichen Recht, v. a. dem Grundrecht, findet.

Nota bene: Wenn wir heute von Toleranz reden, dann meinen wir nicht eigentlich das Erleiden des anderen, sondern üblicherweise eigentlich die Akzeptanz. „Accipere“ heißt annehmen, mittragen, solidarisieren, das Anliegen des anderen – zumindest teilweise – zu meinem eigenen Anliegen machen.

Schwierige Fragen stehen hinter solchen Überlegungen. Toleranz ist überhaupt damit die Basis politisch-gesellschaftlichen Lebens. Ohne sie ist moderne Gesellschaft nicht mehr denkbar, ohne

Erdulden und Geltenlassen des Anderen. Toleranz kann aber nicht gegenüber allen anderen Positionen geübt werden. Notfalls kann auch die Pflicht bestehen, Widerstand zu leisten. Was ist das Maß, was sind die Kriterien, das eine Mal tolerant zu sein, das andere Mal gerade nicht? Es gibt eine Grenze der Toleranz, nämlich dann, wenn Menschen geknechtet, körperlich und seelisch verletzt, Gottes gute Schöpfung zerstört, Liebe und Gerechtigkeit verraten werden. Toleranz kann dazu verpflichten, intolerant zu werden.

Dass Joseph keine Trennung von Kirche und Staat vornahm und keine Äquidistanz zu den Konfessionen bzw. Religionen vertrat, liegt nicht nur daran, dass dafür die Zeit noch nicht reif war, sondern auch am „grossen Nutzen“ der Toleranz für den Staat. Die Katholische Kirche war zu Josephs Zeit und ist auch heute mit ihren 73,6% an der Wohnbevölkerung (Stand 2001; bei der Registerzählung 2011 war die Erhebung von Religion und Umgangssprache nicht zulässig) noch immer ein hochbedeutender gesellschaftlicher Faktor, überdies (nach dem Staat selbst) der zweifellos größte Kulturträger Österreichs. Aber auch die Evangelische Kirche ist trotz ihrer statistischen Kleinheit ein nicht zu unterschätzendes gesellschaftliches und kulturelles Element.

Stand für Joseph II. das Dienen als Untertanen des Staates im Vordergrund, so sind heute weder die Religionsgemeinschaften Diener des Staates noch der Staat der Diener der Religionsgemeinschaften.

Der damalige Unterrichtsminister Heinrich Drimmel hat anlässlich des Protestantengesetzes 1961 von der „freien Kirche im freien Staat“ gesprochen.

Dass das Protestantengesetz 1961, die heutige staatskirchenrechtliche Grundlage der Evangelischen Kirche, als Gesetz der Republik ebenfalls ein zwar demokratisch legitimierter, dennoch obrigkeitlicher Akt war, mag zwar ein Schönheitsfehler sein, die Evangelischen sind, soweit ich das weiß, mit dem Gesetz aber durchaus sehr zufrieden.

Die gesellschaftliche und auch – wenn man so will – staatstragende Rolle der Religionsgemeinschaften erfolgt heute in freier Zusammenarbeit mit dem Staat, der den Mehrwert der Arbeit der Religionsgemeinschaften für das gesellschaftliche Leben anerkennt. Zu denken ist hier v. a. an den Religionsunterricht. Der Staat erhält den Religionsunterricht, weil er um den Beitrag der Religionsgemeinschaften in der Schule weiß, die immerhin die Aufgabe hat, „an der Entwicklung der Anlagen der Jugend nach den sittlichen, religiösen und sozialen Werten sowie nach den Werten des Wahren, Guten und Schönen ... mitzuwirken“ (SchOG, § 2, lit. 1).

Eine vollständige Trennung von Staat und Kirche, gesellschaftlichem Leben und Religion ist schon deshalb nicht möglich, weil sich in der einzelnen Person diese beiden Bereiche verschränken. Wert- und religiöse Haltungen prägen das Handeln des Menschen in der Gesellschaft. ■

Karl-Reinhard Trauner

Landessonderausstellung im Haus Bethanien des Diakoniewerkes

Das ehemalige Diakonissenmutterhaus Bethanien des Diakoniewerkes ist bis zum 1. November 2015 Austragungsort der oberösterreichischen Landessonderausstellung „Hilfe. Lebens**Risiken** Lebens**Chancen**“, die Soziales in den Mittelpunkt rückt. Das Haus Bethanien ist für eine Ausstellung mit diesem Schwerpunkt ein idealer Ort, weil von diesem richtungsweisende Impulse für die Entwicklung im Sozial- und Gesundheitsbereich, insbesondere für die Professionalisierung der Pflegearbeit ausgegangen sind. Das für die Geschichte des Diakoniewerkes so bedeutungsvolle Haus konnte auf diese Weise generalsaniert und für eine zeitgemäße Nachnutzung adaptiert werden.

Von **Christa Schrauf**



Die Ausstellung

Die wissenschaftliche Verantwortung für das inhaltliche Konzept hatten die Soziologin und Historikerin Brigitte Kepplinger und die Soziologin und emeritierte Universitätsprofessorin Irene Dyk-Ploss, beide vom Institut für Gesellschafts- und Sozialpolitik der Johannes Kepler Universität Linz, die jeweils umfassende Forschungs- und Publikationstätigkeiten im Bereich der Sozialwissenschaften vorweisen können. Die Ausstellungsgestaltung wurde federführend von Gerhard Abel von PLANET architects abgewickelt. Von Seiten des Landes Oberösterreich hatte Reinhold Kräter, der neue Kulturdirektor des Landes Oberösterreich, die Gesamtprojektleitung inne.

Die Ausstellung zeigt auf zwei Stockwerken, auf circa 1000 m², die Geschichte der sozialen Sicherung in Österreich, wobei auf der Entwicklung in Oberösterreich und damit auch dem Beitrag des Diakoniewerkes ein besonderes Augenmerk liegt.

Es wird die Geschichte des österreichischen Sozialsystems skizziert. Erste soziale Maßnahmen hat Josef II. im 18. Jahrhundert mit einem Findelhaus in Wien gesetzt. Bis zum 1. Weltkrieg waren Menschen in sozialen Notlagen auf private und kommunale Fürsorge und Wohltätigkeit angewiesen. Konfessionelle Vereine, wie das Diakoniewerk ab dem Jahr 1874, tragen in dieser vorsozialstaatlichen Zeit wesentlich zur Behebung von sozialen Nöten bei.

Das Arbeiter-Unfallversicherungsgesetz von 1889 sollte als erste staatliche Maßnahme das Risiko der Erwerbsunfähigkeit abfedern.

1920 in der Zwischenkriegszeit folgte das Gesetz über die Arbeitslosenversicherung (ALVG). Während der Zeit des Ständestaates, der mit einer hohen Arbeitslosigkeit konfrontiert war, werden Sozialleistungen reduziert.

Der Nationalsozialismus mit seinem rassistischen wohlfahrtsstaatlichen System macht Unterstützungsleistungen von einem erbgesundheitlichen Zeugnis abhängig und unterstützt nur diejenigen, die in das ideologische Konzept passen, womit einer großen Anzahl von Personen die Berechtigung zum Erhalt von Sozialleistungen verlorengeht.

1955 wird in der zweiten Republik der bis heute bedeutungsvollste wohlfahrtsstaatliche Meilenstein in der Geschichte Österreichs mit dem Allgemeinen Sozialversicherungs-gesetz (ASVG) gelegt, womit Kranken-, Unfall- und Pensionsversicherung geregelt wurden.

Die Ausstellung widmet sich auch der ehrenamtlichen und freiwilligen Arbeit, die maßgeblich zur gesellschaftlichen Kohäsion beiträgt. Sie beschäftigt sich mit den gegenwärtigen Fragestellungen einer Gesellschaft des langen Lebens und thematisiert deren zukünftige Herausforderungen.

Der Ausstellungsgestaltung wurde in der Umsetzung viel Kreativität abverlangt, da wenige klassische Ausstellungsobjekte zur Verfügung standen und ein Gesetzeswerk wie das der Allgemeinen Sozialversicherung beispielsweise anschaulich umgesetzt werden wollte.

Das ASVG wird als Schiff plastisch ins Bild gesetzt, das bei seiner Fahrt durch das Meer der Lebensrisiken abhängig ist vom Treibstoff Erwerbstätigkeit und den Steuern, die über diesen Weg lukriert werden können, zur Absicherung bei Verlust der Arbeitsfähigkeit oder des Arbeitsplatzes. Je höher die Beschäftigungsquote, umso mehr Beiträge zur Sozialversicherung sind möglich, die Lebensrisiken minimieren und Lebenschancen optimieren helfen. Aber dieses erste soziale Netz ist nicht ausreichend. Es bedarf eines zweiten Netzes für diejenigen, welchen der Zugang zum ersten Netz verwehrt bleibt, weil sie nicht erwerbstätig sein können. Auch dieses Netz versucht die Ausstel-

lung zu vermitteln, unter anderem indem sie für die Besucherinnen und Besucher zahlreiche interaktive Beteiligungsmöglichkeiten bereit hält oder diese einlädt, sich auf imaginäre Weise in die Situation von Menschen zu versetzen, die von Armut, Behinderung oder Arbeitslosigkeit betroffen werden, um dann zu erleben, welche Sicherungsmechanismen dann aktiv werden.

Die Ausstellung zeigt, wie wichtig Solidarität als Grundlage für gesellschaftliche Verantwortung ist, aber auch welche Bedeutung individuelle Verantwortung hat.

Der Inklusionsanspruch

Das Team der Landessonderausstellung hat sich für die Landessonderausstellung um inklusive Bedingungen bemüht, um Barrierefreiheit in einem umfassenden Sinn. Erstmals sind bei einer oberösterreichischen Landesausstellung die Inhalte zusätzlich durchgängig auch in „Leichter Sprache“ zu lesen. Eine Premiere stellt auch der Ausstellungskatalog in „Leichter Sprache“ dar, der die Beiträge in einer leicht verständlichen Sprache und übersichtlichen Form zusammenfasst. Es werden Audioführungen in Gebärdensprache und Informationen in Brailleschrift angeboten.

Ein Museumsshop, der mit Produkten aus den Werkstätten bestückt ist, macht den gesellschaftlichen Beitrag, den Menschen mit Behinderung leisten können, sichtbar. Die Bücherinsel des Diakoniewerkes ist auch Teil des Museumsshops.

Ein vielfältiges Veranstaltungsangebot

Diakoniewerk und Politische Gemeinde Gallneukirchen haben als Partner der Landessonderausstellung ein breites und umfangreiches Veranstaltungsprogramm konzipiert, das die Ausstellung in diesen sechs Monaten begleitet. Das Diakoniewerk gibt mit der Reihe „... trotzdem Mensch bleiben“ die Möglichkeit der Auseinandersetzung mit sozial- und gesellschaftspolitischen Themen, wie der Demographie, der Generationensolidarität oder Sozialraumorientierung aber auch ethischen Fragestellungen. Die Veranstaltungsreihe „Wort Musik Leben“ ist ein weiteres Angebot des Diakoniewerkes, zu diesem kommen noch die KreativInklusiv-Tage für Kinder und Jugendliche und weitere dazu, auch die Programmpunkte, die von unterschiedlichen Vereinen und Initiativen der politischen Gemeinde und auch der evangelischen Pfarrgemeinde und der katholischen Pfarre angeboten werden.

Das historische Diakonissenmutterhaus Bethanien

Das ehemalige Diakonissenmutterhaus Bethanien – es war von 1909 bis 2010 in Betrieb – ist der Austragungsort der Ausstellung. Die Diakonissen haben in der Tradition der Nächstenliebe Jesu sich für Menschen in notvollen Lebenslagen engagiert und darin ihre Berufung und Lebensaufgabe gesehen. Mehr als drei Jahrzehnte nach der Gründung der evan-

gelischen Schwesternschaft, die sich als Glaubens-, Wohn- und Dienstgemeinschaft verstand, war ein neues Mutterhaus erforderlich geworden. Das alte und erste Mutterhaus im Pfarrhaus und früheren Starhemberg'schen Pflugschaftsgerichtsgebäude war wegen der stetig zunehmenden Zahl der Diakonissen zu klein geworden, daher entschloss sich der Vorstand des Vereines der Inneren Mission, aus dem das Diakoniewerk hervorgegangen ist, zum Bau eines neuen Mutterhauses. 1909, als bereits 95 Schwestern im aktiven Dienst standen, wurde das neue Mutterhaus seiner Bestimmung übergeben, welches im Stil des Späthistorismus mit Jugendstilelementen an der Fassade errichtet worden ist.

Das Raumkonzept des Hauses sah von Anfang an einen Funktionsmix vor. Es war hauptsächlich der Wohnort und das geistliche Zentrum der Diakonissen, aber auch Ausbildungsstätte für den Nachwuchs. Es fungierte als „Damenheim“, wo Wohnen mit Pflege verbunden war und beherbergte die Küche, die der Versorgung aller im Diakoniewerk Arbeitenden und zu Betreuenden diente. Auch ein Schriftenverkauf war im Haus untergebracht.

Die Diakonissen haben ein Jahrhundert lang von Gallneukirchen ausgehend in die österreichischen Bundesländer und zur Zeit der Monarchie in deren Kronländer hineingewirkt und waren europaweit mit den Häusern ihrer Provenienz vernetzt. Sie haben einen unverzichtbaren Beitrag in der Entstehung des Gesundheitswesens und der Entwicklung der sozialen Arbeit geleistet. Sie haben mit ihrem vielfälti-

gen diakonischen Schaffen wesentlich zur Professionalisierung der Pflegearbeit aber auch entscheidend zur Belebung des geistlichen und kirchlichen Lebens in den Gemeinden beigetragen und mit ihrem Wirken in der Nachfolge Jesu bezeugt, dass Glaube und soziales Handeln zusammengehören.

Die Nachnutzung im neuen Haus Bethanien

Die Nachnutzung des Hauses ist eine 100%ige und vielfältige. Sie sieht Beschäftigungsangebote für Menschen mit Behinderung vor. Das Atelier, das Theater Malaria und die Medienwerkstatt werden im neuen Haus Bethanien in Zukunft ihre Räume haben, die Tagesbetreuung für Menschen mit Demenz wird einziehen. Es wird Wohnungen für Menschen ab 60+ geben, die dem Älterwerden entgegen kommen. Die Ludwig-Schwarz-Schulen, die Schulen für Sozialbetreuungsberufe des Diakoniewerkes, das interne Fort- und Weiterbildungsinstitut Diakonieakademie und das Archiv erhalten notwendige Funktionsräume. Das Haus erhält ein Museum und der ehemalige Andachtsraum der Diakonissen wird in einer veränderten Form das neue spirituelle Zentrum des Hauses werden.

Mit Beginn der Landessonderausstellung sind bereits zwei Nachnutzungsprojekte in Betrieb gegangen, der neue Veranstaltungssaal und das Café-Bistro, das gemeinsam mit Menschen mit Behinderung geführt wird.

Mit dieser Nachnutzung wird das neue Haus Bethanien, das vom Welser Architekturbüro Luger & Maul geplant wurde, wieder ein lebendiger Ort diakonischen Tuns sein. Hier wird wie in der Vergangenheit so auch in der Zukunft eine soziale Strahlkraft ausgehen und damit ein Beitrag zur Entstehung einer inklusiven Gesellschaft, einer an der alle partizipieren können, weil jede und jeder ein Teil davon ist und dazugehört, unabhängig von der Lebenssituation. Menschen mit Behinderung finden zusammen mit den Mitarbeitenden, die sie begleiten, in der Mitte des Ortes ihren Arbeitsplatz. Auch Menschen mit Demenz, die tagsüber in dem Haus Betreuung in Anspruch nehmen können, bleiben damit in der Mitte der Gesellschaft, wie auch die Menschen, die sich für eine Wohnung 60+ entscheiden. Dort wo das Leben pulsiert, wird die Chance auf Teilhabe eröffnet.

Damit geht die Geschichte des alten Hauses Bethanien in die des neuen Hauses über. So wird dieses Haus in Zukunft auch ein Symbol für einen gelungenen Übergang von Altem zu Neuem sein, ein Zeichen dafür, dass das Fundament der Tradition, des historisch Gewordenen, eine unverzichtbare Quelle der Innovation ist, die die Gegenwart gestaltet und die Zukunft entwirft. Die ursprünglichen Nutzerinnen des Hauses und die Pionierinnen der sozialdiakonischen Arbeit in Österreich, die Diakonissen, haben zusammen mit vielen anderen, vor allem mit dem Evangelischen Verein der inneren Mission, später dem Evangelischen Verein Diakonissenanstalt und heute dem

Verein Evangelisches Diakoniewerk Gallneukirchen und seiner dazu-gehörigen Gesellschaften, dazu beigetragen, dass das Diakoniewerk heute das ist, was es ist.

Der finnische Architekt und Designer Alvar Aalto hat den Weg von Altem zu Neuem so formuliert: „Nichts Altes wird neu geboren. Aber es verschwindet auch nicht ganz. Und das, was es einmal war, kommt immer wieder in neuer Form.“ Es wird auch in Zukunft im Haus Bethanien diakonisches Handeln, das auf der Tradition der Mutterhausdiakonie aufbaut, in vielfältiger Weise erlebbar sein. Dieses Haus wird ein starkes Symbol für soziales

Engagement bleiben, das über die Immanenz hinausweist, weil es in die Transzendenz der Liebe Gottes eingebunden ist. ■

Literaturnachweis:

- Dyk-Ploss, Irene: Gesellschaftliche Randgruppen, sozialer Wandel und soziale Fragen, in: Ausstellungskatalog zur Landessonderausstellung 2015: hilfe. LebensRisiken und LebensChancen, Soziale Sicherung in Österreich, Linz 2015, 191–204.
- Kepplinger, Brigitte: Zur Geschichte der sozialen Sicherung in Österreich, ebd. 46–61.
- Schrauf, Christa: Das Diakonissen-Mutterhaus Bethanien und seine Geschichte, in: ebd. 14–39.

Kreativer Umgang mit dem Gesangbuch

Zwischen 1993 und 1996 wurde in den evangelischen Kirchen in Deutschland, Österreich, Elsass-Lothringen und in deutschsprachigen evangelischen Kirchen Luxemburgs das Evangelische Gesangbuch (EG) eingeführt. Das EG löste das erste deutschsprachige evangelische Einheitsgesangbuch, das Evangelische Kirchengesangbuch (EKG) von 1950 ab, das nur in den schweizerischen Kirchen nicht verwendet worden war. Auf die „Kirche“ im Titel wurde beim EG bewusst verzichtet, es sollte ein Haus- und Gemeindebuch für das gesamte christliche Leben sein: Lieder und Gesänge, Bekenntnisse, Gebete, Informationen – alles ist in einem Buch versammelt.

Von **Christa Kirschbaum**

Die Bilanzierung¹ nach zwei Jahrzehnten ist ernüchternd: außerhalb des Gottesdienstes hat sich das EG nicht durchgesetzt. Das reiche musikalische Angebot von 535 Liedern und Gesängen im Stammteil und weiteren in den landeskirchlichen Liederteilen wird, je nach Prägung und Vorliebe der Gemeinde, der Pfarrerin und des (in 90% nebenberuflichen) Kirchenmusikers oft nur in sehr begrenzter Auswahl genutzt. Immerhin haben die abgedruckten Psalmen und Gebete mancherorts zu einer stärkeren Beteiligung der Gemeinden geführt, so wird z. B. häufig der Psalm im Wechsel gelesen. Das Kompendium der biblischen und kirchengeschichtlichen Zeugnisse und Erkenntnisse wird meiner Erfahrung nach in der gemeindlichen Arbeit nur äußerst selten verwendet. Im schulischen Religionsunterricht findet das EG kaum Verwendung, und als „Hausbuch“ analog zur „Familienbibel“ findet es wie diese seinen Platz lediglich im Bücherregal.

Am Konzept des EG wurde bei seinem Erscheinen die Vielfalt der musikalischen Ausdrucksformen gelobt. Im Vergleich zum EKG gab es viele neue Rubriken: neue Lieder seit den 1960er Jahren, Lieder der weltweiten Ökumene, biblische Erzähllieder, die allerdings jeweils nur wenige Lieder zur Verfügung stellen. Be-

liebte geistliche Volkslieder wie „Weißt du, wieviel Sternlein stehen“ oder „Der Mond ist aufgegangen“, die im EKG noch etwas verschämt nur in manchen landeskirchlichen Liederteilen auftauchten, hatten es nun in den Stammteil geschafft. Kanons und mehrstimmige Chorsätze sind nun ebenfalls vertreten. Nach wie vor ist das EG allerdings stark vom Vorgängerbuch beeinflusst, das den Fokus auf die Lieder der Reformation gelegt hatte. Auf diese Tradition, die in der kirchlichen Singbewegung der 1920er Jahre fußte, schien Verlass. Die Wochenliedordnungen sind bis heute davon geprägt.

Unterdessen hat ein riesiger Traditionsabbruch stattgefunden. Singen ist auch in der evangelischen Kirche keine Selbstverständlichkeit mehr.

Das hat einerseits mit der Erfahrung des pervertierten Singens während des Nationalsozialismus und der danach folgenden öffentlichen Singverweigerung im (west-)deutschen Sprachraum zu tun. Von 1933-1945 wurde Singen in der Familie, in der Schule, in Großveranstaltungen gezielt zur politischen Indoktrination eingesetzt. Die von Theodor W. Adorno im Jahre 1956 formulierte Kritik an der nationalsozialistischen Singpraxis und sein Verdikt, dass „Singen nicht not sei“², führte zu einer radikalen Veränderung des Musikunterrichts: im Vordergrund stand

1 Nachdruck aus: Alexander Hanisch-Wolfram / Werner Horn (Hg.), *StimmKraft. Kirchenlieder schreiben Geschichte. Beiträge zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft evangelischen Singens = Wissenschaftlicher Begleitband zur Sonderausstellung im Evangelischen Kulturzentrum Fresach 2015.* Klagenfurt (Verlag des Kärntner Landesarchivs) 2015, S. 308–320.

2 Adorno, Theodor W., *Kritik des Musikanten*, in: *Dissonanzen. Musik in der verwalteten Welt*, Berlin 1958. „Nirgends steht geschrieben, dass Singen not sei“, wurde zur Parole gegen das Singen verwendet, der Nachsatz „Zu fragen ist, was gesungen wird, wie und in welchem Ambiente“ hingegen wurde kaum wahrgenommen.

nun die Analyse, das eigene unreflektierte Tun war per se verdächtig.

Andererseits boomte seit den 1960er Jahren die Musikindustrie. Selbst Singen stand nicht mehr im Vordergrund, denn auf immer neuen Tonträgern war Musik jederzeit verfügbar.

Die Generation der „68er“, die jetzt in den Ruhestand geht, hat in ihrer Kindheit das gemeinsame Singen noch als Normalzustand erlebt, war dann aber die erste Generation, die im Teenageralter auf musikalischen Medienkonsum umgestiegen ist. Sie hat ihren Kindern das Singen nicht mehr weitergegeben, wie es bis dahin in der Generationenfolge üblich war. Die 50jährigen haben keine selbstverständlich singende Umgebung mehr erlebt – höchstens als peinliches Relikt aus der überwunden geglaubten alten Zeit. Ihre Kinder sind in zweiter Generation singefrei erzogen – eine Kulturtechnik ging flächendeckend verloren.

Die pädagogische Wende hat um den Jahrtausendwechsel eingesetzt. Durch Erkenntnisse der Hirnforschung ist inzwischen klar, wie wichtig Singen und Musizieren für die Entwicklung des Menschen ist. Der komplizierte Muskelapparat des Kehlkopfes wäre allein für das Sprechen nicht notwendig, Singen liegt also als Möglichkeit in der Natur des Menschen. Entwicklungsgeschichtlich kam das Tönen vor der Sprache. So gibt es mittlerweile eine Menge musikalischer Initiativen zur Förderung des Singens vom Kleinkindalter an – aber es ist wieder Basisarbeit zu leisten.

In der Kirche wurde zwar immer weiter gesungen, denn die außerkirchliche Singdiskussion prallte an den Kirchenmauern ab. Seit den 60er Jahren kamen popularmusikalische Stilikonen in den Kirchengesang, zunächst misstrauisch belauscht, inzwischen selbstverständlicher Teil kirchlicher Musikpraxis. Aber auch in der Kirche ließ man immer stärker singen. Hauptberufliche Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker bauten seit den 1950er Jahren eine umfangreiche und stilistisch vielfältige Musikaufarbeit auf und gaben ihr Wissen in der Aus- und Fortbildung an ihre nebenberuflichen Kolleginnen und Kollegen weiter. Die Chorarbeit erlebte einen Aufschwung, Kantoreien und Kammerchöre arbeiteten immer professioneller, Bands und Jugendmusikgruppen nahmen sich der modernen Töne an. Beim gemeindlichen Gesang verließ man sich hingegen auf die Erfahrung, dass schließlich immer schon gesungen worden sei. Es schien nicht nötig, sich aktiv um eine gemeindliche Singpraxis zu kümmern. Das EKG war in der Aufbruchsstimmung der 1950er Jahre mit vielen speziellen Veranstaltungen, wie z. B. Offenen Singen, eingeführt worden. Zur Einführung des EG gab es eine kurze Vorstellungsphase, dann versackte das neue Singen bald in der Normalität des Gemeindealltags.

Singen ist heutzutage für viele Mitmenschen eine ungewohnte und hoch schambesetzte Tätigkeit geworden. Es kostet Überwindung, in nicht vertrauten Situationen den Mund aufzumachen und in ein Lied einzustimmen. Gemeinsames Singen in nüchternem Zustand erlebt man fast nur

noch in der Kirche – und diese Erfahrung machen selbst protestantische Menschen in der Regel nur noch sporadisch. Musikalische Kirchenleute behaupten, dass Singen eine Basisäußerung der Christenheit sei. Wir führen gern Martin Luther als Kronzeugen an, der die Gemeinde aktiv am christlichen Leben beteiligen wollte und ihr singend einen gewichtigen Platz in der Verkündigung der frohen Botschaft und in der Gestaltung des Gottesdienstes zugewiesen hat. Aber wir erleben heute, dass die Menschen, die zu uns kommen, gar nicht mehr wissen, dass sie eine Singstimme haben, geschweige denn, wie sie sie einsetzen können.

Deshalb müssen wir den Worten Taten folgen lassen. Wie verlocken wir Menschen zum Singen, ohne dass es übergriffig wird? Wie wird erlebbar, welche große Kraft vom gemeinsamen Gesang ausgehen kann, der erfreut, tröstet und stärkt? Wie schließen wir den 3000jährigen Schatz der jüdisch-christlichen Singgeschichte zeitgemäß auf? Kurz: Wie können wir heute „mit Lust und Liebe singen“ (EG 341,1)?

1. Das Gesangbuch als gemeindliches Arbeitsbuch nutzen

Meine Vision: Nicht nur im Gottesdienst, sondern in vielen Gemeindeveranstaltungen wird das Gesangbuch ein selbstverständliches Arbeitsbuch. Bei den Sitzungen des Kirchenvorstandes, im Konfirmandenunterricht, in den Erwachse-

nengruppen wird daraus gesungen, gelesen und gebetet. Im Hochschulstudium für hauptberufliche KirchenmusikerInnen wird Singvermittlung zum Kernfach. Für nebenberufliche KirchenmusikerInnen ist Gemeindegängeleitung ein Pflichtfach in ihrer Ausbildung, auch für die, die „nur“ an der Orgel sitzen, den Posaunenchor dirigieren oder die Band leiten. Sie alle sollen in der Lage sein, ihrer Gemeinde ein unbekanntes Lied singend beizubringen und ein bekanntes Lied kreativ zu entfalten. Alle Menschen, die in der Kirche arbeiten (Lektoren, Prädikantinnen, Jugendleiter, Erzieherinnen, Gemeindepädagogen, Pfarrerinnen) sollen mit ihrer Singstimme vertraut sein, ein Lied vorsingen und gemeinsamen Gesang anleiten können.

Wie man Grundkenntnisse der Bibel lernt, soll man auch Grundkenntnisse der evangelischen Liedgeschichte kennen, auch praktisch, d. h. Lieder singen können.

Die evangelischen Landeskirchen in Baden und Württemberg haben 2006 eine Liste mit 33 Kernliedern veröffentlicht, die die Liturgische Konferenz allen Landeskirchen zur Berücksichtigung empfohlen hat. Die Liste umfasst Lieder aus allen Bereichen des Gesangbuchs. Sie soll dazu helfen, ein Liederrepertoire zu bilden, das in allen kirchlichen Arbeitsbereichen genutzt werden kann, damit evangelische Christinnen und Christen generationenverbindend und kirchenübergreifend gemeinsam singen können.³ Zur

³ www.ekd.de/liturgische_konferenz/download/UnsereKernlieder_AmtfKirchenmusik2007.pdf.

Kernliederliste ist umfangreiches Arbeitsmaterial erschienen.

Man singt lieber und leichter mit, wenn ein Lied bekannt ist. Deshalb wird ein Monatsliedplan erstellt: ein Lied kommt während des ganzen Monats oder einer Kirchenjahreszeit in der Gemeinde vor, nicht nur in allen Gottesdiensten, sondern auch bei vielen anderen Gelegenheiten. Im Gemeindebrief wird das Lied vorgestellt.

Beliebte Kasuallieder werden auch in den übrigen Gottesdiensten häufig gesungen, z. B. EG 317 „Lobe den Herren“ oder EG 362 „Befehl du deine Wege“ – damit eine Kasualgemeinde auch zukünftig auf Vertrautes zurückgreifen kann.

Der Musikausschuss der Liturgischen Konferenz initiierte 2004 eine Veröffentlichungsreihe „Singen bewegt“, um Gesangbuchlieder auf neue Weise zu erschließen. Seither sind vier Hefte erschienen. Die ersten drei Hefte stellen Melodiespiele, Körperperkussion und Tanz- und Bewegungsspiele zu Gesangbuchliedern vor, die jenseits der gewohnten kirchlichen Singpraxis neue Zugänge zum Singen mit der Gemeinde vorstellen. Der vierte Band bietet als „Elementarbaukasten Singleitung“ Bausteine zum Erlernen der Singleitungspraxis an, die ausdrücklich auch für Nicht-Profis gedacht sind.⁴

4 Reihe: Singen bewegt – Neue Zugänge zum Singen in der Gemeinde (Band 1: Kirschbaum, Christa, Melodiespiele mit Gesangbuch-Liedern, München 2005; Band 2: Teichmann, Wolfgang, Choral-Groove – Rhythmusspiele und einfache Körper-Begleit-Rhythmen zu Gesangbuchliedern, München 2006; Band 3: Macht, Siegfried, Gesangbuch-Lieder als Tänze entdecken, München 2007; Band 4: Reinke, Stephan A. (Hg), Elementarbaukasten Singleitung, München 2011).

Viele evangelische Landeskirchen erkennen die Notwendigkeit der Singförderung, meist ausgehend vom Pfarrer- und Kantorenmangel, und richten entsprechende Ausbildungs- und Qualifizierungskurse ein.⁵ Die Ausbildung der Vikarinnen und Vikare ist um verpflichtende Sing- und Singleitungsangebote zu ergänzen. Bernhard Leube, Pfarrer im Amt für Kirchenmusik Stuttgart und Professor an der Hochschule für Kirchenmusik Tübingen, hat kürzlich eine Einführung in den Umgang mit dem EG für kirchliche Mitarbeitende der Ev. Kirche in Württemberg vorgelegt.⁶

Das Gesangbuch versammelt Dokumente aus mehrtausendjähriger Kultur- und Frömmigkeitsgeschichte, von liturgischen Melodiefloskeln des Judentums bis zu Neuschöpfungen der 1980er Jahre. Diese Vielfalt wird aus Unkenntnis oft nicht ausgeschöpft. Vielmehr entzündet sich häufig Kritik am EG: die Lieder seien zu alt, zu schwer, zu unverständlich. Dahinter steht der Wunsch nach Ausdrucksformen, die der persönlichen Erfahrung mit zeitgenössischen Formen entsprechen. Nicht bedacht wird, dass gemeinsames Singen immer mehr ist als der Ausdruck persönlicher Befindlichkeit. Außerdem ist es sinnvoll, die eigenen Wurzeln zu kennen. Das Gesangbuch ist ein Speicher der Erfahrungen unserer Vorfahren, die wir wahrnehmen und von denen wir lernen können.

5 Z. B. EKBO: Ausbildungstage: Gemeindevorsänger/in (1-tägig), Singen im Gottesdienst (3-tägig), www.kirchenmusik-ekbo.de/ausbildung; EKHN: jährlicher Studententag Gemeindegessen (1-tägig), www.zentrum-verkuendigung.de/kirchenmusik

6 Leube, Bernhard, Das Evangelische Gesangbuch. Geschichte-Gestalt-Gebrauch, Stuttgart 2013.

Nicht alle Zeugnisse der Vergangenheit erschließen sich allerdings unmittelbar.

- Verteilen Sie deshalb Rechercheaufgaben im kirchlichen Unterricht, in der Gruppenarbeit und auch im Chor: wann ist das Lied entstanden, in welcher Situation, wer war der Autor, wie ist die Wirkungsgeschichte des Liedes? Hierzu gibt es inzwischen umfangreiches Material.⁷
- Erstellen Sie ein Gesangbuchquiz, mit allgemeinen oder speziellen Fragen.⁸
- Eine Liedpredigt oder eine Liedandacht kann zum Verständnis und zur Auseinandersetzung helfen.⁹

7 Hahn, Gerhard und Henkys, Jürgen (Hg), Handbuch zum Evangelischen Gesangbuch, Bd 3, Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch, Ausgabe in Einzelheften mit Kommentaren zu jeweils ca. 20 Liedern, Göttingen 2001 ff.; Rößler, Martin, Liedermacher im Gesangbuch, Liedgeschichte in Lebensbildern, Stuttgart 2001; Keppler, Gerlinde (Hg), „Und Mirjam sang vor ihnen her“, Frauen im Evangelischen Gesangbuch, Tübingen 2001; Arnold, Jochen und Bresgott, Klaus Martin (Hg), Kirche klingt – 77 Lieder für das Kirchenjahr, Begleitmaterial zur EKD-Stafette 366+1, Hannover 2011; Thust, Karl-Christian, Die Lieder des Evangelischen Gesangbuches, Kommentare zur Entstehung, Text und Musik, Kassel 2012 f. Zu einzelnen Liedern: www.liederlexikon.de (Internetlexikon des Deutschen Volksliedarchivs, Freiburg i. Br.)

8 Beispiele unter www.zentrum-verkuendung.de/unsere-themenbereiche/kirchenmusik/musik-macht-kirche/ideenboerse.html

9 Storz, Harald (Hg), Liedpredigten zu den Gottesdiensten im Kirchenjahr, Hannover 2007; Höft, Gerd (Hg), Du meine Seele singe, Zehn bewegende Choräle – Zehn berührende Impulse (Choralandachten aus WDR 3-Hörfunk), Neukirchen-Vluyn 2007; Ders., Mit Harfen und mit Zimbeln schön, Neukirchen-Vluyn 2007; Ders., Vertraut den neuen Wegen, Neukirchen-Vluyn 2009; Ders., Befiehl du deine Wege, Neukirchen-Vluyn 2009; Höft Gerd und Schart, Susanne (Hg), Nun danket alle Gott, Neukirchen-Vluyn 2011; Dies., Gott ist gegenwärtig, Neukirchen-Vluyn 2011; Dies., Die beste Zeit im Jahr ist mein, Choralandachten bekannter Persönlichkeiten, Düsseldorf, 2013.

- Bitten Sie beim Gemeindefest oder im Gottesdienst am Sonntag Kantate einige Prominente aus Ihrer Gemeinde oder Kommune auf ein Rotes Sofa und interviewen Sie sie zu ihrem Lieblingslied aus dem EG – das dann auch (von allen) gesungen wird.
- Richten Sie in Ihrem Gemeindebrief eine regelmäßige Rubrik „Mein Lieblingslied“ ein.
- Kennen Sie die Top Ten Ihrer Gemeinde? Feiern Sie einen Wunschlieder-Gottesdienst mit dem EG:
 - Vier Wochen vor dem Gottesdienst werden Wunschzettel verteilt, im Gemeindebrief gedruckt, in der Tageszeitung verbreitet, im Internet bereitgestellt. Jede und jeder hat einen Wunsch aus dem EG frei.
 - Die meistgewünschten Lieder werden im Gottesdienst gesungen, fünf bis sieben Lieder kommen vor. So wird vielleicht EG 44 „O du fröhliche“ einmal am 15. Sonntag nach Trinitatis erklingen ...
 - Unter allen Einsendungen wird ein Hauptgewinn verlost, der im Gottesdienst gezogen wird.
- Feiern Sie einen Gottesdienst nur mit Ihren menschlichen Stimmen und dem EG – Orgel und andere Instrumente machen Pause.¹⁰

10 Kirschbaum, Christa, Singgottesdienste. Singe, wem Gesang gegeben, in: Reinke, Stephan A., Werkbuch Musik im Gottesdienst, Gütersloh 2014.

- Beleben Sie die Veranstaltungsform des Offenen Singens neu, z. B. mit einem Sing-Gottesdienst, einer Matinee nach dem Gottesdienst, einer Abendveranstaltung oder einem Mitternachts-singen – nicht nur zur Weihnachtszeit!

2. Das Gesangbuch als Handbuch im Gottesdienst

Vierorts wird inzwischen für viele Gottesdienste ein eigenes Liedblatt hergestellt. Dadurch wird die Gemeinde vom Umgang mit ihrem „liturgischen Rollenbuch“ entwöhnt. Ermutigen Sie Ihre Mitfeiernden im Gottesdienst, gern zum Gesangbuch zu greifen! Außerdem spart es Arbeitszeit der Gemeinsekretärin sowie einen Haufen Papiermüll. Geben Sie gelegentlich eine Kurzeinführung in den Aufbau des EG, damit Untrainierte sich in diesem dicken Buch besser zurechtfinden können: erst kommt der Liederstammteil, nach Kirchenjahr – Gottesdienst – Biblische Lieder – Glaube, Liebe, Hoffnung gegliedert (Nr. 1–535), danach der landeskirchliche Liederteil in gleicher Gliederung, dann der Textteil.

Vor dem Gottesdienst werden die wichtigen Nummern mit den Bändchen markiert, damit man sie im Gottesdienst schneller findet. Auf der Liedtafel werden deshalb auch die Nummern von Psalmen oder anderen Gebeten angeschlagen.

Üblicherweise wird der Gemeindegesang durch Orgelspiel begleitet. Setzen Sie auch andere Instrumente und Instru-

mentalgruppen zur Liedbegleitung ein. Der Posaunenchor wird häufig als „zu laut“ empfunden. Bitten Sie dann Ihren Posaunenchorleiter, nur im (Doppel-) Quartett zu begleiten. Gut klingt auch die Begleitung durch Blechbläser in tiefer Lage, d. h. der Sopran (Melodie) wird von den Tenorinstrumenten gespielt, alle anderen Stimmen klingend. Der Alt fungiert dabei als Oberstimme.

Die Begleitung durch andere Blech- oder Holzblasinstrumente und -ensembles bringt eine neue Klangfarbe in den Gottesdienst. Saxophone sind sehr kräftig im Klang, hier muss in der Begleitung gut austariert werden, dass der Ton des Instrumentes den Gemeindegesang nicht erdrückt. Lassen Sie die Lieder von einer Akkordeonistin oder einem Akkordeonorchester begleiten – die Tonerzeugung durch klingende Zungen ist der Orgel ähnlich.

Aber auch ganz andere Instrumente ermöglichen spannende Zusammenklänge mit den menschlichen Stimmen: Streicher, Xylophone und Glockenspiele und andere Perkussionsinstrumente – und auch gemischte Ensembles. So kann man z. B. ein Gemeindeorchester zusammenstellen und die vier Stimmen der Begleitsätze auf verschiedene Instrumente verteilen. Bei einem großen Orchester empfiehlt sich die unterschiedliche Instrumentierung verschiedener Strophen. Oktavierungen in höhere Lagen sind problemlos möglich; wenn die Mittelstimmen oktaviert werden, klingen sie wie Oberstimmen. Der Bass des mehrstimmigen Satzes muss unbedingt von der tiefsten Stimme gespielt werden.

Für diese Praxis bieten sich zunächst die mehrstimmigen Sätze des EG an. Darüber hinaus sind die Sätze des Posaunenbuches zum EG i. d. R. gut auch für andere Instrumente geeignet. Evtl. muss dem Umfang der Instrumente entsprechend arrangiert werden.

Die Posaunenchornotation ist klingend. Bei transponierenden Instrumenten müssen die Stimmen entsprechend umgeschrieben werden.

Die Posaunenbuchsätze sind in zwei Notensystemen notiert und somit auch gut auf der Orgel oder einem Keyboard darstellbar. Hier können sich wirkungsvolle Klangsteigerungen durch Zusammenspiel ergeben.

Zwischendurch kann eine Strophe, die nur von einem Melodieinstrument geführt wird, oder eine unbegleitete Gemeindestrophe eingefügt werden.

Eine alte, leider in Vergessenheit geratene Praxis ist der Orgelvers. Die Organistin spielt eine Strophe, die Gemeinde liest mit. Wenn die Organistin improvisatorisch geschult ist, wird sie den Text musikalisch ausdeuten. Eine einfachere Möglichkeit ist der Einsatz unterschiedlicher Registrierungen.

Singen Sie öfter im Stehen – dann fällt das Singen leichter, weil die körperliche Aufrichtung automatisch vorhanden ist. Das Gesangbuch wird dabei locker vor dem Körper gehalten, sodass die Oberarme nicht an den Körper gepresst sind. Die Atmung wird dadurch freier, der Klang entspannter.

3. Der Chor als Vorsängergruppe¹¹

Zuallererst ist die Einsicht wichtig, dass der Chor ein Teil der Gemeinde ist. Deshalb soll der Chor im Gottesdienst nach Möglichkeit dort singen, wo er als Teil der Gemeinde wahrgenommen werden kann. Aus Bequemlichkeit wird der Chor oft auf der Westempore, in der Nähe der Orgel, platziert. Für den Kirchenmusiker ist es dann einfach, zwischen Orgelspiel und Chorleitung zu wechseln. Die ChorsängerInnen machen es sich weitab von der Gemeinde gemütlich. Das führt leider oft dazu, dass der Chor als „eingeflogener Fremdkörper“ im Gottesdienst wahrgenommen wird. Ideal ist es deshalb, wenn der Chor nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen ist – also am besten gegenüber den Nicht-ChorsängerInnen! Die Sängerrinnen und Sänger haben Vorbildfunktion, sie zeigen den anderen, wie Singen geht und motivieren zum Selbersingen.

Dann lässt sich ein vielfältiges Musizieren, gemeinsam und im Wechsel, planen. Der Chor singt nicht nur sein spezielles Repertoire, sondern trägt vor allem auch den gemeinsamen Gesang. Das Gesangbuch dient einerseits als Chorbuch, andererseits als Rollenbuch für das Singen im Wechsel:

- Liturgische Gesänge werden im Wechsel mit der Gemeinde gesungen – der Chor übernimmt die Vorsänger-Rolle.

¹¹ Kurzfassung von: Kirschbaum, Christa, Chor im Gottesdienst, in: Forum Kirchenmusik, 1-2013, München 2013.

- Die charakteristischste Form des evangelischen Kirchenliedes seit der Reformation ist das Strophenlied mit vielen Strophen. Darin wird oft eine umfangreiche Geschichte erzählt und eine eigene theologische Interpretation entfaltet. Allerdings sind viele Strophen nacheinander für heutige Singgewohnheiten oft anstrengend oder ermüdend. Deshalb werden die Strophen abwechselnd gesungen:
- Der Chor singt einstimmig im Wechsel mit der einstimmig singenden Gemeinde, evtl. von unterschiedlichen Instrumenten begleitet – oder auch einmal ohne Begleitung.
- Die Gemeinde singt einstimmig im Wechsel mit dem Chor, der den mehrstimmigen Satz singt.
- Die Gemeinde singt einstimmig, der Chor dazu im mehrstimmigen Satz, mit Ober- und Unterstimmen.
- Die Gemeinde und Schola-Gruppen des Chores (nur Frauen/ nur Männer) singen im Wechsel
- Chor und Gemeinde praktizieren neue Formen des Wechselgesanges im call & response-Prinzip (Vorsänger-Antwort) – viele Gesangbuchlieder haben in den Noten entsprechende Vermerke stehen (V/A), z. B. EG 168 „Du hast uns, Herr, gerufen“. Viele Gospels sind nach diesem Modell komponiert.
- Viele Gesangbuchlieder haben Refrain-Formen, z. T. in den Strophen auch vorn, als Textrahmen und als ausgewiesenen Kehrvors. Diese Refrains singt die Gemeinde, der Chor den jeweils neuen Text (EG 131 „O Heiliger Geist, o heiliger Gott“, EG 229 „Kommt mit Gaben“, EG 268 „Strahlen brechen viele aus einem Licht“, EG 305 „Singt das Lied der Freude über Gott“, EG 514 „Gottes Geschöpfe, kommt zuhauf“).
- Chor und Gemeinde singen verschiedene Lieder strophenweise abwechselnd, z. B. Lieder mit gleicher Thematik oder zum gleichen Psalm (Collage-Prinzip). Der Chor singt Lied 1, die Gemeinde Lied 2. Hierbei muss auf verträgliche Tonarten geachtet werden oder ggf. transponiert werden.
- Der Chor singt (kurze) Chorstücke im Wechsel mit Gemeinde-Liedstrophen, z. B. Vertonungen der Bibelverse, die dem Lied zugrunde liegen, z. B. EG 188 „Nun jauchzt dem Herren, alle Welt“ und Felix Mendelssohns Motette „Jauchzet dem Herrn alle Welt“.
- Die mehrstimmigen Sätze im Gesangbuch werden gemeinsam gesungen, die Gemeinde singt die Melodie, der Chor vor allem die übrigen Stimmen, a cappella oder mit Orgelbegleitung.
- Die Gemeinde singt die Melodie, der Chor improvisiert dazu Orgelpunkte, Bordun, Akkorde, Cluster.¹²
- Der Chor stellt sich um die Gemeinde herum, nimmt sie in den Klang hinein – das ist besonders schön bei mehrstimmigen Sätzen. Der Chor kann auch in einer Prozession um die Gemeinde schreitend singen – so kommen die Klänge in Bewegung.

¹² Zahlreiche Beispiele dazu in den Bänden 1 und 4 der Reihe „Singen bewegt“, siehe Anmerkung 3.

4. Kreativer Umgang mit Gesangbuchliedern in Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen

„Können wir nicht mal was Flottes singen?“ ist der Wunsch an die musikalische Gottesdienstgestaltung. Alles, was vor dem Neuen Geistlichen Lied seit 1960 entstanden ist, gilt leicht als „verstaubt“. Das liegt an einer verbreiteten Art, diese Lieder zu singen und zu begleiten. Vielerorts hat sich ein Gesangsstil breitgemacht, der ältere Lieder in einem Einheitsstempo, begleitet durch eine Einheitsregistrierung der Orgel, exerziert. Vom ursprünglichen Schwung vieler Lieder, von den aufregenden Neuigkeiten ihrer Entstehungszeit ist nicht mehr viel zu spüren. Hier gilt es, die Artenvielfalt zu entdecken, die das EG vorstellt. Ein mittelalterlicher Hymnus, der von der gregorianischen Musik geprägt ist (EG 4 „Nun komm, der Heiden Heiland“) klingt anders als eine Renaissance-Tanzmelodie (EG 20 „Lobt Gott, ihr Christen, alle gleich“), eine ausgedehnte barocke Barform (EG 127 „Wachet auf, ruft uns die Stimme“) erfordert eine andere Spannung als ein fröhlicher Daktylus des Pietismus (EG 66 „Jesus ist kommen“).

Vielen Liedern liegen Tanzrhythmen zugrunde. Oft hilft es schon, diese zu klatschen, zu stampfen oder zu schnipsen. Noch besser ist es, wenn man tatsächlich einmal tanzt – bei einem Chorwochenende, einer Kirchenvorstandsfreizeit, einem Konfirmandencamp oder einem Kirchentanzfest. Von ruhigen Schreittänzen

(EG 295 „Wohl denen, die da wandeln“) über Polonaisen (EG 1 „Macht hoch die Tür“), Hüpf tänze (EG 341 „Nun freut euch, lieben Christen gmein“) bis zu Gospelschritten (z. B. EG 225 „Komm, sag es allen weiter“) bietet das EG eine reiche Auswahl.¹³

In der Orgelbegleitung ist vor allem auf die rhythmische Komponente größerer Wert zu legen. Viele Lieder vertragen ein schnelleres Tempo als gewöhnlich. Oft hilft es schon, wenn die Begleitsätze ausgedünnt werden, so dass nur die betonten Zeiten einen Akkord erhalten. Warum nicht einmal zweistimmig begleiten: nur Melodiestimme und Bass? Zur rhythmischen Sicherheit trägt auch die Begleitung durch ein Schlaginstrument, z. B. Claves, Cajon, Drumset, bei.

Lieder lassen sich schneller „begreifen“, wenn sie mit Bewegungen verbunden werden.

Diese sind wohlüberlegt und sparsam einzusetzen. Zu beachten ist, dass die Gemeinde genügend Platz dafür braucht, damit der Singnachbar keine blauen Flecken davonträgt. Wenn genügend Raum vorhanden ist, sollte im Stehen gesungen werden; vielleicht kann die Gemeinde sogar einmal die Bankreihen verlassen und sich im Raum verteilen?

Einige Möglichkeiten sind:

- in verschiedene Richtungen singen, z. B. in die vier Himmelsrichtungen oder nach oben und unten

¹³ Tanzanleitungen und Schrittfolgen in den Bänden „Singen bewegt“, siehe Anmerkung 3.

- die Bewegung des Textes mitvollziehen, z. B. EG 456 „Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang“: ausgestreckte Arme seitlich nach oben führen, über dem Kopf schließen und wieder zurückführen
- Bilder des Textes in die Luft malen, z. B. EG 482,1 „Der Mond ist aufgegangen“ (Mond, Sternlein, Himmel, Wald, Nebel)

Der Übergang zum Kirchentanz ist fließend. Zu EG 391 „Jesu, geh voran“ kann eine „Lebensbahn“ (Str. 1) definiert werden, z. B. vom Westeingang der Kirche bis zum Altar, die die Gemeinde singend abschreitet, von einem Vortänzer angeführt. Manch altes Prozessionslied lässt sich so neu erleben, z. B. EG 241 „Gott sei gelobet und gebenediet“.

Tanzen Sie beim nächsten Erntedankfest die Sarabande EG 502 „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit“ als langsamen Schreittanz: Aufstellung in einer Reihe hintereinander, einzeln oder paarweise. „Nun preiset alle“: vier Schritte vorwärts, pro Melodieton einen Schritt, der linke Fuß beginnt. Als fünften Schritt den linken Fuß neben den rechten setzen. „Gottes Barmherzigkeit“: rechter Fuß seitlich nach rechts, linken Fuß nachsetzen, rechter Fuß nach rechts, linker Fuß nach links, rechten Fuß nachsetzen, linker Fuß nach links. Die Nachsetzer bei den kurzen Noten. Dann wiederholen zum weiteren Verlauf des Melodierhythmus. Obacht: Der Melodierhythmus verändert sich bei „laden“ und „Gnaden“, der Tanzschritt bleibt!

Nehmen Sie den Text eines Liedes (Sprachduktus, Wortgruppen, Vokalklänge, Reimstruktur, Wiederholungen, poetische Form) oder die Melodie eines Liedes (Patterns, Tonhöhenverlauf, Wiederholungen, Echo, Pausen, rhythmische Akzente) zum Ausgangspunkt für seine musikalische Entfaltung. Verwenden Sie unterschiedliche Lautstärken und Tempi. Bilden Sie Singgruppen, nicht nur nach „linke Bankreihen – rechte Bankreihen“. Beziehen Sie den Raum ein, lassen Sie auch von ungewohnten Plätzen in der Kirche aus singen.¹⁴

Eine prächtiges Klangerlebnis ist der Cluster: mehrere nebeneinander klingende Töne ergeben eine große Klangfläche. Die Gemeinde singt EG 99,1 bis zum „Kyrieleis“. Erste Fassung unbegleitet einstimmig. Dann ein zweiter Durchgang: gemeinsamer Beginn, jede und jeder hält im Verlauf der Strophe einen Ton nach Wahl so lange aus, wie der Atem reicht. Dann nachatmen und vom nächsten Ton aus die Strophe normal zu Ende singen. Den Schlussston so lange aushalten, bis alle dort angekommen sind, ggf. nachatmen. Mit den nächsten beiden Strophen genauso verfahren: zunächst einstimmig, dann mit Halteton. ■

¹⁴ Zahlreiche Beispiele in Kirschbaum, Christa, Melodiespiele mit Gesangbuchliedern, siehe Anmerkung 4.

„Ein Ketzer bleibt er, der rebellisch trotzt!“ –

Zum Gedenken an den „Pfarrer im Thal“ Johannes Mathesius

Johannes Mathesius ist vor 450 Jahren, am 7. Oktober 1565, in Joachimsthal/Jáchymov verstorben¹. Es ist für die nach ihm benannte Gesellschaft eine Ehrenpflicht, aus diesem Anlass ein kleines Memorial für ihren Namenspatron, den maßgeblichen Reformator in Nordböhmen, den berühmten Schulmeister, Prediger und Lutherbiographen zu inszenieren².

Von **Karl W. Schwarz**

1 Festansprache im Rahmen der Jahresversammlung der Johannes-Mathesius-Gesellschaft in Joachimsthal/Jáchymov in Böhmen am 25. April 2015, die für den Druck überarbeitet wurde.

2 An der Leucorea waren zwei Frühjahrstagungen zur Wittenberger Reformation dem Wirken von Johannes Mathesius gewidmet: 2004 (V. Frühjahrstagung) und 2014 (XI. Frühjahrstagung). Ihre Vorträge werden von Irene Dingel und Armin Kohnle in der Reihe „Leucoreastudien zur Geschichte der Reformation und der Lutherischen Orthodoxie“ herausgegeben und 2015 in der Evangelischen Verlagsanstalt in Leipzig erscheinen. Diese Publikation wird verdeutlichen, dass Mathesius im Rahmen der Reformationsgeschichtsforschung eine erstaunliche Aktualität zukommt. Vgl. auch in diesem Sinne Günther Wartenberg, Johannes Mathesius und die Wittenberger Reformation / Johannes Mathesius a wittenbergská reformacie, in: Friedrich Naumann (Hg.), Sächsisch-böhmische Beziehungen im 16. Jahrhundert / Sasko-české vztahy v 16 století, Chemnitz 2001, 142–149, 286–293.

I.

„Aus dem Halbdunkel“ habe er Mathesius „ins Tageslicht“ gerückt, „den fesselndsten Charakterkopf des Luthertums in Böhmen“, einen der „beredtesten Kanzelredner seiner Tage“, den Verfasser einer geistesmächtigen Bergwerkspostille, einen geliebten Erbauungsschriftsteller, den ersten würdigen Biographen des Reformators, dessen „Schüler, Tischgenossen und nahen Freund“. Der dies von sich behauptete, war der von Berlin an die Wiener Evangelisch-theologische Fakultät berufene Kirchenhistoriker Georg Loesche (1855–1932), der seine Lehrtätigkeit 1887 mit einem Lebensbild des Mathesius eröffnete³ und schon nach wenigen Jahren die maßgebliche Biographie vorlegte⁴ – nebst einer Edition des Briefwechsels⁵; diesen folgten eine mehrbändige Werkausgabe⁶ und zahlreiche Detailstudien, vor allem Lexikonbeiträge⁷ und populäre Darstellungen⁸. Man wird auf diesen beachtlichen wissenschaftlichen Einsatz für Mathesius zurückführen dürfen, dass an der Wende

vom 19. zum 20. Jahrhundert das Wirken jenes Theologen und Schulmannes im nordwestböhmischen St. Joachimsthal an der sächsischen Grenze nicht vergessen wurde. Dieser Ort, den seine Silbermine zu Weltberühmtheit (Joachimsthaler Münze: „Taler“, „Dollar“) verhalf, wurde durch die Grafen Schlick schon sehr früh für das Anliegen der Reformation gewonnen⁹. Von Mathesius wird behauptet, dass er Humanismus und Reformation „in so enge Verbindung“ gebracht habe wie sonst an keinem anderen Ort in Böhmen. Loesche belegt diese These an Hand der dortigen Schulbibliothek¹⁰. Wiederholt für ein theologisches Lehramt ins Gespräch gezogen, in Leipzig (1539, 1546), in Wittenberg (1553) und in Königsberg in Preußen (1555), schlugen aber alle solche akademischen Bemühungen fehl, denn Mathesius verstand sich nicht als „wissenschaftlicher Theologe“, sondern als pastoral-theologischer Praktiker.

Er blieb in Joachimsthal – bis an sein Lebensende, das spricht auch für die Stadt und seine Kirchengemeinde. Er hielt engen Kontakt mit seinen Wittenberger Freunden Martin Luther (1483–1546), der ihn am 29. März 1542 für den Dienst in Joachimsthal ordinierte¹¹, mit Philipp Me-

3 Georg Loesche, Johann Mathesius. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte des nordwestlichen Böhmens, in: Jahrbuch für die Geschichte des Protestantismus in Österreich [JGPrÖ] 9 (1888) 1–38.

4 Georg Loesche, Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit, Gotha 1895, hier das einleitende Zitat in Band I, Vorwort.

5 Georg Loesche, Der Briefwechsel des Mathesius, in: JGPrÖ 11 (1890) 1–78; ders., Mathesius II, 187 Beilagen.

6 Georg Loesche (Hg.), Johannes Mathesius. Ausgewählte Werke I–IV, Prag 1896–1904, 1908².

7 RE³ XII (1903) 425–428; XXIV (1913) 71; RGG² III (1929) 2048.

8 Georg Loesche, Johannes Mathesius / Die Wunderstadt St. Joachimsthal, Weipert-Leipzig 1910.

9 Loesche, Mathesius I, 71.

10 Georg Loesche, Die Bibliothek der Lateinschule zu Joachimsthal in Böhmen. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Schule in Böhmen, in: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 2 (1892) 207–246, hier 208.

11 Loesche, Mathesius I, 102 zitiert das Wittenberger Ordinanandenbuch und datiert mit 29. März 1542: *Feria quarta post Judica (...) M. Joannes Mathesius von Rochlitz, aus dieser Universität beruffen gen S. Joachims Thal zum Predigambt.*

lanchthon (1497–1560)¹², der ihm schon zwanzig Jahre zuvor (13. April 1522) in einem Ordinationszeugnis attestiert hatte, dass er sein besonderes Augenmerk auf die Schule gelegt habe („*versatus est in schola ecclesiae nostrae*“)¹³ und auch zweimal im „Thal“ besuchte¹⁴, mit Johannes Bugenhagen (1485–1558), dessen Nachfolger in Wittenberg er hätte werden sollen, und mit Justus Jonas (1493–1555), bei dem er eine Vorlesung über den Psalter hörte. Sein Lebensradius beschränkte sich auf den Raum zwischen Elbe, Isar und Moldau: Wittenberg im Norden, München im Süden und Prag im Osten markieren die Grenzen¹⁵ seiner keineswegs provinziellen Biographie¹⁶.

II.

Sie führte aus der sächsischen Kleinstadt Rochlitz an der Mulde, wo Mathesius am 24. Juni 1504 als dritter Sohn eines angesehenen und wohlhabenden Ratsherren geboren wurde, über Nürnberg, wo er nach dem Tod seiner Eltern 1521 die

Lateinschule besuchte, an der sein Cousin Burckhard Mathesius als Rektor wirkte, nach Ingolstadt in Bayern. 1523 immatrikulierte er an der führenden Hochschule der „Altgläubigen“, die sich gleichsam als der theologische Gegenpol zur *Alma Mater Leucorea* in Wittenberg zu profilieren versuchte. Johann Eck (1486–1543) wirkte hier, auch Balthasar Hubmaier (1485–1528) vor seiner Konversion zu den Täufern. Aber Mathesius suchte schon bald das Weite. Einer kurzfristigen Anstellung in München folgte eine Hauslehrerstelle in Odelzhausen bei Augsburg, wo er auch 1525 in heftige Auseinandersetzungen mit Täufern, Schwärmern und anderen reformatorischen Dissidenten geraten war¹⁷. Dort habe ihn nach der Überlieferung¹⁸ die Lektüre von Luthers „*Sermon von den guten Werken*“ (1520) dermaßen beeindruckt, dass er sich 1529 ins Zentrum der Reformation begab, um sich ein Bild von den theologischen Neuerungen zu machen und, wie er selbst sagte¹⁹, „*aus der Quelle [zu] trinken*“. Er habe dort „*in Predigten und Lectionen gar viel an trefflichen Trost und starke Seufzer und kräftige Gebete, treue Vermahnungen gehört*.“ Die erste von ihm erlebte Pre-

12 Irene Dingel, Philipp Melanchthon – Freunde und Feinde, in: ThLZ 135 (2010) 775–804, 793.

13 Walter Thüringer (Bearb.), Die Melanchthon-Handschriften der Herzog August Bibliothek, Frankfurt/M. 1982, 84.

14 Heinz Scheible, Philipp Melanchthon. Eine Gestalt der Reformationszeit, Karlsruhe 1995, 131.133.

15 Herbert Wolf, Die Sprache des Johannes Mathesius. Philologische Untersuchungen frühprotestantischer Predigten. Einführung und Lexikologie, Köln-Wien 1969, neben S. 64.

16 Stefan Beyerle, M., J., in: BBKL V (1993) 1000–1011; Markus Hein, M.J., in: Ostdeutsche Gedenktage 2003/2004, 295–298.

17 Markus Wriedt, Kirchen- und Schulordnungen.

Dokumente des kulturellen Wandels im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung am Beispiel der Kirchen-, Spital- und Schulordnung des Johannes Mathesius von 1551, in: Irene Dingel/Wolf-Friedrich Schäufele (Hg.), Kommunikation und Transfer im Christentum der frühen Neuzeit, Mainz 2007, 69–94, hier 75.

18 Loesche, Mathesius I, 30.

19 Mathesius, 8. Predigt über Luthers Leben, in: D. Martin Luthers Leben in sieben Predigten, hrsg. von Georg Buchwald, Leipzig 1887, – zit. bei Beyerle, 1005.

digst Luthers (21. Mai 1529) über „*Wesen und Kraft der Taufe*“ beeindruckte ihn so tief, „*dafür ich unserem Gotte hier und in alle Zeit zu danken habe. Er tat mir von Grund meines Herzens sanft, dass ich flugs im Eingang einen christlichen und seligen Bericht von diesem hochnötigen und christlichen Artikel vernehmen sollte, wie mir hernach auch eine andere Predigt des Herrn Doktor von der hl. Taufe eins meiner liebsten Bücher nach der Bibel und Katechismus stetig gewesen ist ... Ich kann, will und soll dieser ersten seligen Predigt nicht vergessen, solange ich Atem im Leibe habe.*“

Nach einem Studienjahr in Wittenberg, bei dem er vor allem in Luthers und Melancthons Vorlesungen saß, aber auch Naturkunde, Astronomie und Pädagogik studierte, und zum Baccalaureus artium promovierte, folgte schon 1530 eine Anstellung als Gehilfe des städtischen Schulrektors im sächsischen Altenburg, 1532 aber die Berufung nach St. Joachimsthal in Böhmen.

III.

Diese Stadt war 1516 gegründet worden, hatte 1520 das Stadtrecht erhalten und erlebte aufgrund der Silbervorkommen einen ganz enormen Aufschwung, sie wurde innerhalb kurzer Zeit zur zweitgrößten Stadt in Böhmen. Ihre Lateinschule entwickelte sich zu einer evangelischen Bildungsanstalt, in der sich Humanismus und Reformation gegenseitig befruchteten.

Acht Jahre hat Mathesius als Schulmann und Rektor in Joachimsthal gewirkt – von 1532 bis 1540; auf seine Initiative ging die Gründung der ersten Mädchenschule der Reformationszeit zurück. Die Gemeinde wollte ihn als Pfarrer haben, aber dazu fand er sich noch nicht genug ausgebildet. Deshalb kehrte er nochmals an die Universität zurück, wurde als 36-Jähriger am 23. September 1540 zum Magister artium promoviert und konnte sich nun den höheren Studien der Theologie widmen. Er wurde in Luthers Haushalt aufgenommen und erlebte den Reformator aus nächster Nähe. So war er auch bei den Tischgesprächen dabei und machte sich als Tradent der Tischreden zwischen 1540 und 1542 sehr verdient. Loesche gab 1892 diesen Mathesischen Corpus der Tischreden heraus²⁰ und vermittelte der Tischredenforschung neue Impulse.

„*Niemals geht mir Beten, Predigen und Schreiben besser vonstatten, als wenn ich zornig bin. Denn Zorn erfrischt mir mein ganz Gebliht, schärft den Verstand, vertreibt die Anfechtungen.*“ – So kennt man ihn, den berühmten Reformator Martin Luther, volksnah und wortgewaltig. Dass wir aber diesen Ausspruch kennen, verdanken wir Mathesius.

²⁰ Georg Loesche, *Analecta Lutherana et Melanthoniana. Tischreden Luthers und Aussprüche Melancthons, hauptsächlich nach Aufzeichnungen des Johannes Mathesius* (...), Gotha 1892. 1916 wurden sie im Rahmen der Weimariana von Ernst Kroker vorbildlich ediert: WATr IV (1916) XXVII–XLV [Einleitung] und 557–705 [Edition] sowie WATr V (1919) 1–64 [Fortsetzung der Edition].

Er kehrte unmittelbar danach in diese Stadt an der böhmisch-sächsischen Grenze zurück. Dort heiratet er die Tochter eines Bergwerksbeamten Sibylle Richter und gründet mit ihr als einer der ersten ein „evangelisches Pfarrhaus“²¹. Sie wurde für ihn so wichtig wie Katharina von Bora als Ehefrau für Martin Luther. Sieben Kinder schenkte sie ihm, drei Mädchen und vier Buben, ein Kind war behindert, Kaspar nannten sie ihn, er hatte eine Hasenscharte und einen aufgespaltenen Gaumen, was man damals nicht heilen konnte. So blieb er das Sorgenkind. Nach der Geburt des 7. Kindes, Margarethe, starb Sibylle im Wochenbett, das war 1555, nach zwölfjähriger Ehe. Das hat ihn in tiefe Verzweiflung gestürzt.

Wenn er auch nicht zum ersten „Aufgebot“ der Reformatoren zählte, wie sich Loesche ausdrückte, so war er mit Luther, Melanchthon und den anderen Wittenberger Reformatoren eng befreundet und führte mit ihnen einen intensiven Briefwechsel.

IV.

Was war das Bedeutende an Johannes Mathesius?

- Er gilt als der Reformator Böhmens, als Stabilisator der Reformation in Joachimsthal unter den Grafen Schlick.

Auf ihn geht die Kirchen-, Spital- und Schulordnung (1551, gedruckt 1566) zurück, die für andere Gemeinden in Böhmen zum Vorbild wurde. Er war auch der Chronist der Gemeinde Joachimsthal²² und initiierte auch den Beschluss zur Errichtung der ersten lutherischen Predigtkirche 1537 (noch vor derjenigen in Torgau [1544])²³. Der Entwurf für den Altar stammte von Lukas Cranach d. Ä. (1472–1553).

- Er war einer der bedeutendsten Prediger der Reformationszeit. Mehr als 1500 Predigten sind von ihm gedruckt worden. Er hat als einer der ersten erkannt, dass Predigten auch mit Hilfe des Buchdrucks wirken können. Es wurde von ihm behauptet, dass er nach Luther der bedeutendste Prediger der Reformationszeit gewesen ist. Er hat auch bei Luther gelernt, wie man wirkungsvoll predigt, dass man dem Volk aufs Maul schauen muss, um von ihm verstanden zu werden. Andererseits war er zweifellos auch von Melanchthons Rhetorik beeinflusst. Seine Kanzelredekunst war so berühmt, dass er auch einen Ruf an die Stadtkirche von Wittenberg erhielt.
- Im Zentrum seines pastoralen Wirkens stand freilich die Beichte mit Beichtverhör und Absolution, die dem Abendmahl vorauszugehen hatten²⁴ und die dem Ortspfarrer enorme seelsorger-

21 Susan C. Karant-Nunn, Reformation und Askese. Das Pfarrhaus als „evangelisches Kloster“, in: Irene Dingel/Wolf-Friedrich Schäufele (Hg.), Kommunikation und Transfer im Christentum der frühen Neuzeit, Mainz 2007, 211 ff., hier: 215 mit einem treffenden Zitat aus Mathesius' Ehespiegel.

22 Chronica der kayserlichen freien Bergstadt St. Joachimsthal – als Anhang zur Sarepta-Bergpostill (1564).

23 Loesche, Mathesius I, 106.

24 Loesche, Mathesius I, 272-275.

liche Leistungen abverlangte, um die Privatbeichte wieder ins Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken²⁵.

- Für die Lutherforschung ist er bedeutsam, weil er nicht nur zeitweise die Tischgespräche aufgezeichnet hat, sondern mehr noch: er war der erste Biograph Luthers. Und zwar stellte er das Leben Luthers in 17 Predigten vor, die erstmals 1566 in Nürnberg im Druck erschienen: *Historien von Martin Luthers Anfang, Lehr, Leben und Sterben*. Mit diesen Lutherpredigten hat er das Lutherbild nicht nur seiner Zeit geprägt, sondern entscheidenden Anteil an der lutherischen Memorialkultur erworben²⁶.
- Sarepta-Predigten (biblisches Motiv: 1.Kö 17,9)²⁷, Bergpostille mit 14 Auflagen. Das waren Predigten, die Mathesius in Bergmannsuniform vor seinen Joachimsthaler Bergleuten gehalten hat – und zwar am Faschingssonntag. Aus diesen Predigten ist zu ersehen, wie sehr er sich in das Berufsfeld sei-

ner Gemeinde einfühlen konnte, wie sehr er sich auch wissenschaftlich mit der Montanistik beschäftigt hat. Er war mit zahlreichen Naturwissenschaftlern befreundet und zeigte großes Interesse an den Naturwissenschaften, an der Astronomie, aber auch an der Volkskunde und Ethnologie.

- Seine Zusammenarbeit mit dem Kantor der Gemeinde Nikolaus Hermann (nach 1480–1561) verdient hervorgehoben zu werden, der so manche Predigtaussage des Joachimsthaler Pfarrers musikalisch umsetzte. Hermann war „sein treuer poetischer Schatten, insofern er Hauptgedanken seiner besten Predigten in Gesängen ‚anzulegen‘ beflissen war“²⁸. Diese Zusammenarbeit hat in den Kirchengesangbüchern ihren Niederschlag gefunden²⁹, wobei im aktuellen Gesangbuch aber nur mehr ein Kirchenlied des Mathesius berücksichtigt wurde (EG 618), ein Vaterunserlied in vierfüßigen Jamben, das „von einer echten, tiefen und – in gutem Sinne – kindlich-einfältigen Frömmigkeit getragen ist“³⁰, von der gesagt wurde, dass sie für ihren Verfasser charakteristisch sei. Der vierte Vers möge dies illustrieren:

25 Erich Beyreuther, Die lutherische Kirche des 16. Jahrhunderts im Spiegelbild der Predigten von Johannes Mathesius (1504–1565), Nachdruck in: ders., Frömmigkeit und Theologie. Gesammelte Aufsätze zum Pietismus und zur Erweckungsbewegung, Hildesheim-New York 1980, 17–27.

26 Susan Boettcher, Martin Luthers Leben in Predigten: Cyriakus Spangenberg und Johannes Mathesius, in: Rosemarie Knape (Hg.), Martin Luther und der Bergbau im Mansfelder Land, Lutherstadt Eisleben 2000, 163–188, hier 164 ff.; Hans-Peter Hasse, Lutherische Memorialkultur als Krisenbewältigung, in: Irene Dingel / Günther Wartenberg (Hg.), Die Theologische Fakultät Wittenberg 1502–1602. Beiträge zur 500. Wiederkehr des Gründungsjahres der Leucorea (= Leucorea-Studien 5), Leipzig 2002, 87–112, hier 89..93.100 ff.

27 Sarepta oder Bergpostill sampt der Joachimsthalischen kurtzen Chroniken, Nürnberg 1564.

28 Georg Loesche, Mathesius als Dichter. Ein Beitrag zu seiner Biographie und zur Hymnologie, in: Theologische Studien und Kritiken 66 (1893) 541–567, hier 543.

29 Werner Horn, in: StimmKraft. Kirchenlieder schreiben Geschichte. Katalog zur Ausstellung im Evangelischen Kulturzentrum Fresach, Klagenfurt 2015, 44.

30 Peter F. Barton, „Auf dein Wort sprech ich Amen, Herr“. Zum 7. Oktober 1965, in: Amt und Gemeinde 16 (1965) 76–78, hier 76.

*Auf dein Wort sprech' ich Amen, Herr;
/ aus Gnaden meinen Glauben mehr'.
/ Du bist allein der Vater mein, / lass
mich dein Kind und Erbe sein.*

V.

Aus der Biographie des Joachimsthalers möchte ich noch eine Szene hervorheben. Sie spielt im Schmalkaldischen Krieg zwischen Kaiser Karl V. und den protestantischen Reichsständen. Der böhmische König Ferdinand I. (1503–1564), der Bruder des Kaisers, hatte 1545 Joachimsthal als Lehen der Familie Schlick zurückgezogen, war also im Besitz der florierenden Silberminen, die von protestantischen Bergleuten bearbeitet wurden. Als 1546 der Schmalkaldische Krieg entbrannte, schien Joachimsthal zwischen die Fronten zu geraten. Denn der böhmische Landesherr verlangte die Beteiligung der evangelischen Joachimsthaler im Kampf gegen evangelische Glaubensbrüder in Kursachsen. Mathesius bestärkte diese aber in ihrer Weigerung, gegen Glaubensgenossen die Waffen zu erheben. In einer Predigt (24.10.1546) benützte er die *clausula Petri* (Apg 5, 29), der zufolge man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, um seine Gemeinde vom Kriegszug über die Grenze zurückzuhalten. Diese Predigt wurde von königlichen Kommissaren als aufrührerisch beurteilt: denn sie war geeignet, den Widerstand gegen die Obrigkeit zu legitimieren. Das ist auch der Hintergrund für das in der Überschrift mitgeteilte Zitat: „*Ein Ketzer bleibt*

er, der rebellisch trotz!“³¹. Es wird König Ferdinand in den Mund gelegt, und zwar in einem Theaterstück („*Der Pfarrer im Tal*“)³¹, das aus Anlass des vierhundertjährigen Geburtstag von Mathesius am 24. Juni 1904 im Verlag Julius Zwißler in Wolfenbüttel erschienen ist. Die Verfasserin dieses Schauspiels in fünf Aufzügen war Naëma Loesche (1854–1927)³², die Gattin des Mathesiusforschers, die sich hinter dem Pseudonym Tagetis Norrmann verbarg. Man wird gleichwohl davon ausgehen dürfen, dass sie die Forschungsergebnisse ihres Gatten³³ ihrer literarischen Ausgestaltung zugrunde legte.

Die Frage des Widerstands gegen die Obrigkeit spielte in diesem Stück eine zentrale Rolle. Im Zuge des Schmalkaldischen Krieges hatte sie sich zugespitzt, wobei auf der einen Seite der Widerstand der Schmalkaldener gegen den Kaiser, auf der anderen Seite jener der Joachimsthaler bzw. der protestantischen Stände gegen den böhmischen König Ferdinand, ihren Landesherrn, gerichtet war³⁴. Die Wittenberger Theologen wurden befragt und leisteten auf der Grundlage ihrer bisherigen Tradition

31 Tagetis Norrmann, *Der Pfarrer im Tal*, Schauspiel in fünf Aufzügen, Wolfenbüttel 1904, 3. Akt erste Szene (Audienzsaal im Hradschin in Prag), 46.

32 Karl Völker, Nachruf, in: Säemann 7 (1927) 3, 1; Österr. Biographisches Lexikon Bd. V/1972, 279.

33 Loesche, Mathesius I, 138–172.

34 Gabriele Haug-Moritz, „Ob wir uns auch mit Gott / Recht und gutem Gewissen / wehren mögen / und Gewalt mit Gewalt vertreiben?“. Zur Widerstandsdiskussion des Schmalkaldischen Krieges 1546/47, in: Luise Schorn-Schütte (Hg.), *Das Interim 1548/50. Herrschaftskrise und Glaubenskonflikt* (= Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 203), Gütersloh 2005, 488–509, hier 495 ff., 506 ff.

eine theologische Legitimation des Widerstands³⁵ gegen den Kaiser, wobei sie einen Präventivkrieg nur unterstützten, wenn Gewissheit über einen kaiserlichen Angriff bestünde³⁶. Es ist das bekannte Notwehrargument, das Luther in einem Schreiben an Kurfürst Johann (6. März 1530) gebraucht hatte und das nun erneut gedruckt wurde: *Erklärung D. Martini Luther von der frage der Notwehr belingend*³⁷.

Mathesius hatte sich bei seinen Wittenberger Freunden Melanchthon und Caspar Cruciger (1504–1548) Rat geholt³⁸, die ihn in seiner Haltung bestärkten, den Waffendienst gegen Glaubensgenossen zu verweigern. Bugenhagen richtete im Oktober 1546 einen Aufruf an die Lutheraner und Hussiten in Böhmen, Schlesien und in den beiden Lausitzen, ihrem König den Gehorsam zu verweigern³⁹. So formierte sich in der Tat Widerstand gegen ein militärisches Vorgehen über die böhmische Landesgrenze hinaus. Mathe-

sius fügte sich offenbar diesen Vorgaben. Seine Wittenberger Freunde rieten ihm gegebenenfalls zur Auswanderung, wenn seine persönliche Sicherheit nicht mehr gewährleistet sei und sie forderten ihn auf, ein freies Geleit als Voraussetzung für die Vorladung in die Prager Burg zu verlangen⁴⁰. Denn wegen seiner Predigten wurde Mathesius im Dezember 1546 zu einer Unterredung in die Prager Burg vorgeladen, gemeinsam mit dem Bürgermeister und dreißig Bürgern, um sich zu rechtfertigen, dass er seine Gemeindeglieder in ihrer Weigerung bestärkt hatte, gegen Glaubensgenossen zu kämpfen. Dass die Joachimsthaler die sächsischen Söldner jubelnd begrüßten, wurde ihm angelastet. „*Einen Mantel aus der Religion für ihren Aufruhr, ihren Widerstand*“, hätten die Protestanten gemacht, so lautete der Hauptvorwurf des böhmischen Königs an die Adresse des Mathesius⁴¹, der daraufhin umschwenkte (und im Theaterstück den König um Entschuldigung bat). So lautete auch die Formulierung des Kaisers, als er 1546 Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen (1503–1554) und Landgraf Philipp von Hessen (1504–1567) ächtete: Diese hätten die Religion nur als „Deckmantel“

35 Eike Wolgast, Die Religionsfrage als Problem des Widerstandsrechts im 16. Jahrhundert, Heidelberg 1980, 21 – mit Verweis auf: CR VI, 122 ff. = Heinz Scheible (Hg.), Das Widerstandsrecht als Problem der deutschen Protestanten 1523–1546, Gütersloh 1969, 98 ff.; Eike Wolgast, Obrigkeit und Widerstand in der Frühzeit der Reformation, in: Günter Vogler (Hg.), Wegscheiden der Reformation. Alternatives Denken vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Weimar 1994, 235–258, hier 238.

36 Günther Wartenberg, Melanchthon als Politiker, in: Günter Frank (Hg.), Der Theologe Melanchthon, Stuttgart 2000, 153–168, hier 163.

37 Wartenberg, Melanchthon als Politiker, 163; Scheible, Widerstandsrecht, 60–63.

38 Loesche, Mathesius II, 247 ff.; Mathesius I, 162 (zu zwei Briefen Melanchthons vom 6.11.1546/Dezember 1546).

39 Alfred Kohler, Ferdinand I. 1503–1564. Fürst, König und Kaiser, München 2003, 162.

40 Heinz Scheible (Hg.), Melanchthons Briefwechsel. Kritische und kommentierte Gesamtausgabe Bd. 4: Regesten 3421–4529 (1544–1546), Stuttgart-Bad Cannstatt 1983, 438; Wartenberg, Melanchthon als Politiker, 163.

41 T. Norrmann, Der Pfarrer im Tal, 3. Akt, achte Szene, 58.

für ihre „mutwilligen (...) gewaltsamen, friedbrüchigen Handlungen“ benutzt⁴². Die Rechtfertigungsschrift des Mathesius wurde angenommen⁴³ und dieser von der Anklage des Hochverrats befreit, in seinem Amt bestätigt und mit Milde und Zuvorkommen behandelt, wohl mit Rücksicht auf die Grenzlage und das kostbare Silberbergwerk, dessen Erträge der königlichen Kammer zugutekamen. „Vielleicht ist Plutus unser Patron“, so lautete die Vermutung des Mathesius⁴⁴, der von König Ferdinand vollkommen rehabilitiert und in seiner Tätigkeit in Joachimsthal nicht mehr beeinträchtigt wurde. Die konfessionelle Option des „Tales“ wurde respektiert und die religiöse Integrität seiner Bewohner blieb gewährleistet.

Mathesius hatte sich auf seine Art mit seinem Landesherrn arrangiert, er verpflichtete sich zur Loyalität gegenüber der Obrigkeit im Sinne von Römer 13 und beteiligte sich nicht weiter an dem Ständebund der Aufständischen, der im März 1547 in Prag zustande gekommen war.

Durch den König getäuscht, dem es nur um die Beruhigung der aufgebrachtten Bevölkerung ging, wurde Mathesius in eine schwere Depression gestürzt, aus der ihn in der literarischen Deutung durch Naëma Loesche nur sein Freund Melanchthon

befreien konnte. Dieser tauchte in Joachimsthal auf und erkannte die ernsten Gewissensqualen des Freundes. Er erinnerte ihn an die Losung der Reformation, an sein Gottvertrauen, und motivierte ihn, die Biographie Luthers zu schreiben⁴⁵: „... du gibst uns noch dein schönstes Lebenswerk, / Das deinen Namen in die Ferne trägt. / Ich seh' im Geist, was du noch kaum begonnen / und hör' das Echo der Vergangenheit, / der großen Zeit, die du mit uns gelebt. / Der Nachwelt schuldest du ein helles Bild / von Wittenbergs Elias, Vater Luther, / den du geschaut, wie wen'ge, die noch leben. / Wir kennen keine Heilige, nur Menschen / von Fleisch und Blut mit Sündenkampf und Not; / Nicht Siege nur, auch schwere Niederlagen / erfuhren wir, doch mehr von Gottes Gnade! / Die künden wir auf Kanzeln und Katheder, / die Wunder der Errettung nach der Schuld; / durchs Dunkel führt Gott Menschen und die Völker / bis Sonnenschein die ganze Welt erfüllt, / In diesem Glauben leben wir und sterben, / In dieser Hoffnung auf sein Reich des Lichts.“

Das ist natürlich eine dichterische Konstruktion. Es ist zu vermuten, dass sie Erkenntnisse der Mathesiusforschung ihres Gatten aufnahm und die theologische Auseinandersetzung um den naturrechtlich begründeten und deshalb gerechtfertigten Widerstand gegen die Obrigkeit als Angelpunkt der politischen Ethik ins Blickfeld rückte.

42 Gabriele Haug-Moritz, Kursachsens schmalkaldische Bundespolitik im Spannungsfeld von Glaube und Macht, in: Enno Bünz/Stefan Rhein/Günther Wartenberg (Hg.), Glaube und Macht. Theologie, Politik und Kunst im Jahrhundert der Reformation, Leipzig 2005, 133–147, hier 146.

43 Loesche, Mathesius II, 372–377.

44 Der Pfarrer im Tal, 3. Akt, vierte Szene („So wär' Gott Plutos gar ihr Schutzpatron?“).

45 Der Pfarrer im Tal, 5. Akt, sechste Szene, 95 f.

Dieses Lebensbild, das mit einem Zitat aus dem genannten Schauspiel überschrieben wurde, mag daher auch mit jener Konstruktion abgeschlossen werden – nicht ohne das Zitat, jene kritische Aussage Ferdinands über Mathesius, zu korrigieren. Denn der Vorwurf, einen Aufruhr unter dem Mantel der Religion gestützt zu haben, belastete Mathesius dermaßen, dass er in das Lager Ferdinands wechselte (*„Vor Eurer Langmut steh ich tief beschämt / und weiß nicht, wie ich mich entschuld’gen soll.“*)⁴⁶ und das Emblem eines rebellischen Ketzers abstreifte.

In diesem Sinne hielt er auch eine Huldigungspredigt für Kaiser Ferdinand I. am 23. Sonntag nach Trinitatis 1558 zum einschlägigen Text (*„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“*)⁴⁷ und eine Leichenrede am 25. Juli 1564⁴⁸. So wird man dem in der Überschrift mitgeteilten Zitat bezüglich der rebellischen Attitüde wohl ein Fragezeichen anfügen müssen. ■

46 Der Pfarrer im Tal, 3. Akt, achte Szene, 58.

47 Johannes Mathesius, *Ausgewählte Werke*, hrsg. von Georg Loesche, IV: Handsteine, Prag 1904, 335-349.

48 Ebd. 353-374.

Dietrich Bonhoeffer – ein evangelischer Heiliger?

Zur Erinnerung an den 70. Todestag von Dietrich Bonhoeffer.

Von **Michael Bünker**

Am 27. Juli 1945 fand in der Holy Trinity Church am Kingsway in London ein Gottesdienst zum Gedenken an Dietrich Bonhoeffer statt. Der Gottesdienst, der von der BBC übertragen wurde, konnte auch im zerstörten Deutschland gehört werden.

In Berlin saßen Karl und Paula Bonhoeffer, beide schon in hohem Alter, vor dem Radio und mussten so mit letzter Gewissheit erfahren, dass zwei ihrer Söhne, Dietrich und Klaus, noch in den letzten Tagen des Krieges von den Nazis ermordet worden waren. Der neunundzwanzigjährige Dietrich war am 9. April im KZ Flossenbürg erhängt und sein um fünf

Jahre älterer Bruder Klaus in der Nacht vom 22. auf den 23. April am Lehrter Bahnhof in Berlin erschossen worden. Im Juli 1945 waren in den englischen Zeitungen die Berichte von der Befreiung des KZ Bergen-Belsen mit den schockierenden Bildern der Leichenberge erschienen. Alle Vorstellungen von den Verbrechen, die durch Deutschland und von Deutschen in den Jahren davor begangen worden waren, wurden auf schreckliche Weise übertriften. Wie konnte man sich angesichts dieser Gräueltaten nach 1945 eine Wiederaufnahme Deutschlands in die Gemeinschaft der Völker vorstellen? Der Gedenkgottesdienst für Dietrich Bonhoeffer war

daher ein bewusst gesetztes Signal, das der Bischof von Chichester, George Bell setzte. Bischof Bell kannte Bonhoeffer seit dessen Zeit als Auslandspfarrer in London 1933 bis 1935; die beiden waren zu Freunden geworden. Für Bell war Bonhoeffer ein Repräsentant des „anderen“ Deutschland. In seiner Predigt sagte der Bischof: „Als einer aus der Gemeinschaft der Märtyrer repräsentierte er beides: den Widerstand, den die glaubende Seele im Namen Gottes allen Angriffen des Bösen entgegensetzt, und den moralischen und politischen Aufstand des menschlichen Gewissens gegen Unrecht und Gewalt.“

In der Ökumene galt Bonhoeffer also gleich nach seiner Ermordung als Märtyrer. In Deutschland und in Bonhoeffers eigener Kirche war davon noch lange nicht die Rede. Wegen seiner Beteiligung an den Umsturzvorbereitungen, die in der Widerstandsgruppe in der militärischen Abwehr unter Admiral Wilhelm Canaris betrieben wurden, galt er noch lange nach Kriegsende als Landesverräter. Bestätigt wurde diese schandbare Einschätzung der Person Bonhoeffers, die zugleich eine völlige Missachtung des Rechts und der Pflicht des Widerstands in einem Verbrechenregime darstellt, durch ein Urteil des deutschen Bundesgerichtshofes aus dem Jahr 1956, das die Rechtmäßigkeit der Todesurteile vom April 1945 wegen Hoch- und Landesverrats feststellte. Erst im Jahr 2002 fand der Bundesgerichtshofspräsident Günther Hirsch klärende Worte, indem er das Urteil von 1956 als „beschämend“ bezeichnete und die Hinrichtung von Bonhoeffer als „Justiz-

mord“ qualifizierte. Aber auch evangelische Pfarrer sprachen sich etwa dagegen aus, dass Straßen nach Bonhoeffer benannt werden und manche Bischöfe evangelischer Kirchen nahmen bewusst an Gottesdiensten zu seinem Gedenken nicht teil. Infolge der verhängnisvoll tief sitzenden theologischen Rechtfertigung der „Obrigkeit“ im deutschen Protestantismus wurde der politische Widerstand vom Glaubenszeugnis eines Märtyrers streng getrennt.

Dietrich Bonhoeffer – so schrieb sein Vater später – hätte gewiss nicht den Wunsch gehabt, dass Straßen nach ihm benannt werden. Er wollte auch kein Heiliger werden. Am 21. Juli 1944 schreibt er aus der Haft, in der er sich seit 5. April 1943 befand, an seinen Freund Eberhard Bethge: „Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich vor 13 Jahren in Amerika mit einem französischen jungen Pfarrer hatte. Wir hatten uns ganz einfach die Frage gestellt, was wir mit unserem Leben eigentlich wollten. Da sagte er: ich möchte ein Heiliger werden (– und ich halte es für möglich, dass er es geworden ist –); das beeindruckte mich damals sehr. Trotzdem widersprach ich ihm und sagte ungefähr: ich möchte glauben lernen.“ Bei dem jungen französischen Pfarrer handelte es sich um Jean Lasserre (1908–1978), ein reformierter Pfarrer aus der Schweiz, dem Bonhoeffer anlässlich seines ersten Aufenthaltes in den USA begegnet war. Dennoch war Heiligkeit beinahe so etwas wie ein „Grundthema seiner Theologie“ (Wolfgang Huber). Schon seine Doktorarbeit stand unter dem Titel „Sanctorum

Communio“ (1927) und in der „Nachfolge“ (1937) steht ein eigenes Kapitel unter der Überschrift „Die Heiligen“. Heilig ist allein Gott – so setzt Bonhoeffer dort ein. In Jesus Christus erwählt sich Gott die Gemeinde der Heiligen. Heiligung gibt es daher nur in der Kirche, in der sichtbaren Gemeinde. Sie ist immer „in den Kampf“ gestellt, das ist ihr „politischer Charakter“, der Gottes Anspruch auf die ganze Welt geltend macht und daher – notgedrungen und zwangsläufig – jedem totalitären Anspruch von Staat und Welt zu widersprechen hat. Auf diesem Hintergrund versteht sich auch die Einheit von Bonhoeffers politischem Handeln und seinem Glaubenszeugnis, die bis heute in beeindruckender Weise vorbildlich ist. Beides lässt sich nicht voneinander trennen. Im schon zitierten Brief vom Juli 1944 führt er weiter aus: „Wenn man völlig darauf verzichtet hat, aus sich selbst etwas zu machen – sei es einen Heiligen oder einen bekehrten Sünder ... – dann wirft man sich Gott ganz in die Arme, dann nimmt man nicht mehr die eigenen Leiden, sondern die Leiden Gottes in der Welt ernst, dann wacht man mit Christus in Gethsemane, und ich denke, das ist Glaube ...; und so wird man ein Mensch, ein Christ.“

1998 wurden über dem Haupteingang von Westminster Abbey in London die Figuren von zehn Frauen und Männern aufgestellt, die als Märtyrer des 20. Jahrhunderts gelten. Neben Maximilian Kolbe, Janani Luwum, Martin Luther

King, Oscar Romero, Esther John steht dort auch Dietrich Bonhoeffer, eine aufgeschlagene Bibel in der rechten Hand. Ist er zum Heiligen geworden? Im Artikel 21 des Augsburger Bekenntnisses von 1530 heißt es: „Über die Verehrung der Heiligen wird von den Unseren gelehrt, dass man der Heiligen gedenken soll, damit unser Glaube dadurch gestärkt wird, dass wir sehen, wie ihnen Gnade widerfahren und ihnen durch den Glauben geholfen ist. Außerdem soll man sich an ihren guten Werken ein Beispiel nehmen, jeder für seinen Lebensbereich.“ Damit sind im Bekenntnis der evangelischen Kirche selbst gute Gründe genannt, in Dietrich Bonhoeffer einen evangelischen Heiligen zu sehen. Darauf hat etwa Wolfgang Huber, der frühere Ratsvorsitzende der EKD und Mitherausgeber der Werke Bonhoeffers, immer wieder hingewiesen. Die Bedeutung Dietrich Bonhoeffers weist aber über die Person hinaus: Sie liegt ebenso in den theologischen Impulsen, die er trotz des gewaltsamen und vorzeitigen Endes seines Lebens setzen konnte. Sie sind hohe und bei weitem nicht eingelöste Vorgaben für die Besinnung auf die Aufgaben von Christinnen und Christen heute, für die Ökumene, für das Gespräch des Glaubens mit der säkularen Welt und für die Stellung der Kirche in den Herausforderungen der Zeit. Nach 70 Jahren seines Todes zu gedenken heißt zugleich, das Potential an Verheißung und Zukunft zu entdecken, das mit seinem Leben und Wirken gegeben ist. ■

Christen und Heiden

*Menschen gehen zu Gott in ihrer Not,
flehen um Hilfe, bitten um Glück und Brot,
um Errettung aus Krankheit, Schuld und Tod.
So tun sie alle, alle, Christen und Heiden.*

*Menschen gehen zu Gott in Seiner Not,
finden ihn arm, geschmäht, ohne Obdach und Brot,
sehnen ihn verschlungen von Sünde,
Schwachheit und Tod.*

*Gott geht zu allen Menschen in ihrer Not,
sättigt den Leib und die Seele mit Seinem Brot,
stirbt für Christen und Heiden den Kreuzestod
und vergibt ihnen beiden.*

Dietrich Bonhoeffer

Dankesrede

anlässlich der Verleihung des Großen Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um das Land Wien am 4.5.2015 mit dem Hinweis auf Wien als „Stadt der Reformation“.

Von **Michael Bünker**

Sehr geehrter Herr Landeshauptmann,
lieber Bürgermeister Michael Häupl,

ich glaube nicht an Zufälle. So scheint es mir doch von einiger Bedeutung, dass Sie für die heutige Ehrung genau den Tag zwischen dem ersten und dem fünften Mai gewählt haben – das Wochenende einmal abgerechnet. Der erste Mai seit gut 150 Jahren der Tag für die Rechte der Arbeiter und Arbeiterinnen, im austrofaschistischen Ständestaat und dann vollends im Nationalsozialismus seines ursprünglichen Sinnes beraubt und für andere ideologische Zwecke instrumentalisiert und wohl erst ab 1955 wieder und

bis heute nach seiner ureigenen Intention begangen. Der fünfte Mai, der Tag der Befreiung des KL Mauthausen vor siebenzig Jahren und seit 1997 der nationale Gedenktag Österreichs gegen Gewalt und Rassismus im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus. Beide Tage sind übervoll an geschichtlicher Bedeutung, gerade und besonders hier in Wien; beide Tage stellen Fragen bis heute, Fragen nach der Gestaltung des wirtschaftlichen und sozialen Lebens ebenso wie die nach der Politik, die wir für die Zukunft in Europa, in Österreich und in Wien brauchen. Und dazwischen wird dem Bischof der evangelischen Kirche das Große Goldene Eh-

renzeichen für Verdienste um das Land Wien verliehen.

Friedrich Heer hat einmal gemeint, die typisch europäische städtische Zivilisation ist von einer Dreifaltigkeit, einer urbanen Trinität geprägt: Die Stadt als Wirtschaftsraum, die Stadt als ein politisches Wesen und die Stadt als ein religiöses, kulturelles Wesen. So wird die Stadt zu einer Welt gemeinsamer Arbeit, gemeinsamer Konflikte und gemeinsamer Feier. Weder die geschlossene Zwangsgemeinschaft, in der es scharfe Trennlinien gibt zwischen einem „Wir“ und einem „die Anderen“, aber auch nicht jene falsche Harmonie, die man – wir wissen es alle – gerade in Wien gerne besingt. Nur in ihrer Konfliktbereitschaft, in ihrer Fähigkeit zum Dialog und zum Streit kann sich die Stadt als rationales Gemeinwesen zu jenem Ort entwickeln, an dem der Mensch Freude hat am Anderssein der Anderen. Denn die Stadt war nie und ist nie eine natürliche Schicksalsgemeinschaft, sondern der Ausdruck der menschlichen Fähigkeit, aufgrund von Übereinkunft und Abstimmung einen Ort der Freiheit und der garantierten Rechte für alle zu gestalten, an dem es sich – so Friedrich Heer – gut leben lässt. In der Unabhängigkeitserklärung der Zweiten Republik vom 27. April 1945 wird breit ausgeführt, wie Österreich zum Opfer der NS-Aggression wurde – zum eigenen Tätersein steht unser Land ja erst seit knapp dreißig Jahren, zur Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung der Jüdinnen und Juden schweigt die Unabhängigkeitserklärung gänzlich – und dabei nicht nur der Krieg und seine Folgen beklagt,

sondern auch die Tatsache, dass Wien zu einer „Provinzstadt“ degradiert worden ist. Wenn ich sehe, wie von manchen politischen Kräften nicht erst seit heute auf die zunehmende ethnische, kulturelle, religiöse Vielfalt in Wien durch Aus- und Abgrenzung reagiert wird, habe ich die Befürchtung, dass hier eine durchaus bedrohliche Art der Selbstprovinzialisierung der Stadt Wien betrieben wird.

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, ich führe das deswegen aus, weil ich eine Brücke schlagen will zu der Tatsache, dass nicht zuletzt durch Ihre so wohlwollende Unterstützung unsere Bundeshauptstadt seit kurzem auch den Titel einer „European City of Reformation“ führt. Gemeinsam mit vielen anderen Städten wie Genf, Zürich, Wittenberg oder Straßburg erinnert Wien damit an den Aufbruch, der im frühen 16. Jahrhundert hier stattgefunden hat. Dabei ging es nicht nur um die Glaubens- und Gewissensfreiheit des einzelnen und nicht nur um eine innerkirchliche Reformbewegung, sondern um die Freiheit der Kunst und der Wissenschaft und damit um die Entwicklung der politischen Selbstbestimmung und der wirtschaftlichen Eigenständigkeit. Die Pluralisierung, die mit der Reformation und dem Humanismus einsetzte, führte zu einer Blüte der Stadt. Die Gegenbewegung der katholischen Obrigkeit hatte nicht nur katastrophale Auswirkungen auf die persönliche Freiheit der Bürgerinnen und Bürger, sondern auch auf die intellektuelle Situation und die wirtschaftliche Entwicklung Wiens. Erst ab der Mitte des

19. Jahrhunderts konnte die Stadt diesen Nachteil wieder ausgleichen und heute kann nicht nur ich dankbar sein für unsere weltoffene und blühende Metropole. 2017 wird es hier in Wien sein, dass die Evangelischen Kirchen Österreichs 500 Jahre Reformation bedenken und feiern. Vieles wird es nur in Wien zu sehen und zu erleben geben, von der Originalabschrift des Augsburger Bekenntnisses in der Ausstellung im Wien Museum bis zum Europäischen Evangelischen Reformationsball und manches mehr. Das wird auch für Besucher und Besucherinnen aus anderen Städten und Ländern, die ja Wien alle äußerst attraktiv finden, ein zusätzlicher Grund sein, hierher zu kommen und ich freue mich über die Unterstützung und Zusammenarbeit, die wir in Wien haben können.

Ich selbst habe lange nachdenken müssen, ob und wenn ja wo ich mir Verdienste um Wien erworben haben könnte. Ob es die Rockmusik ist? Eher denke ich zurück an meine Zeit als Pfarrer in Wien Floridsdorf in den 1980er-Jahren, gemeinsam mit dem heutigen Superintendenten Hansjörg Lein. Die evangelische Kirche liegt in der Weisselgasse neben der Feuerwehr, kein Wunder also, dass uns das Jahr 1934 sowie der Feuerwehrkommandant und Schutzbündler Georg Weissel besonders interessiert haben. Gemeinsam mit anderen haben wir uns eingesetzt, dass es endlich eine Gedenktafel am Standort der zerstörten großen Synagoge in der Holzmeistergasse gab. Unser Kollege Karl Wurm hat durch den Religionsunterricht die Pflege des jüdischen

Friedhofs wahrgenommen. Beschäftigt hat uns die Recherche nach den Mauthausenaußenlagern im 21. Bezirk und vieles mehr. Als wir am Schlingermarkt gegen die Apartheid für den Boykott von Früchten aus Südafrika demonstriert haben, meinte ein gstandener Floridsdorfer zu mir: „Herr Pfarrer, wann i net wissat, dass sie a Pfarrer sind, tät ich ihnen a Watschn gebn.“ Aber das ist Geschichte und an vielen Dingen erkenne ich froh, was sich in den dreißig Jahren seither zum Besseren verändert hat.

Die hohe Auszeichnung, die Sie mir heute überreicht haben, gilt den Gemeinden und Einrichtungen der Evangelischen Kirche und der Diakonie. Ich bin froh, dass so viele der engagierten Evangelischen aus den unterschiedlichsten Bereichen heute hier sind. Symbolisch gebe ich euch allen dieses Ehrenzeichen weiter. Sie selbst, Herr Bürgermeister, haben das anlässlich des legendären Michaelstages am 28. März 2012 in diesem Saal zum Ausdruck gebracht, als Sie Michael Chalupka, Michael Bubik und Michael Landau für ihre Verdienste ausgezeichnet haben.

Der Bogen evangelischer Aktivitäten spannt sich vom Flüchtlingsdienst über die Schulen, von den Sozialinitiativen zu den interreligiösen Begegnungen, von den unterschiedlichen Gemeinschaftsformen und der Begleitung der Menschen auf ihren Lebenswegen hin zu den Kulturveranstaltungen, den Festen und Feiern. In allen Bereichen geschieht die Arbeit professionell und unter Beteiligung zahlreicher Freiwilliger. So leistet das evangelische Leben in der Stadt einen wichtigen Bei-

trag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt. Die Herausforderungen haben sich geändert, der Einsatz ist hoch geblieben und wird hoch bleiben. Wien kann sich auf die Evangelischen verlassen. Sie werden sich einsetzen für die Schwachen, sie werden ihre Stimme erheben und für die eintreten, die nicht gehört werden, sie werden ein tragfähiges Netz der Gemeinschaft bleiben. Wenn es nötig ist, werden sie für die, für die sie da sind, auch lästig sein. Suchet der Stadt Bestes, heißt es in der Bibel. Das ist uns eine Verpflichtung, die wir gerne nach bestem Können und Verstehen wahrnehmen.

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, zum Schluss ein Wort des Dankes an Sie und an alle, die in diesem Haus mit der evangelischen Kirche und Diakonie kooperieren und immer bereit sind, gute Lösungen auch für manchmal schwierigere Probleme zu finden. Ich wünsche Ihnen und allen, die politische Verantwortung in Wien tragen, alles Gute, Gesundheit und – der Bischof darf das – Gottes Segen, aber auch in Zeiten organisierter Unintelligenz viel Weisheit und Humor. Danke für diese festliche Stunde in diesem wunderbaren Rahmen, Danke für Ihre Gastfreundschaft, Danke für diese Auszeichnung. ■

AutorInnen

Michael Bünker, Dr. Hon.-Prof., Bischof der Ev. Kirche A. B. in Österreich, Wien.

Heinz Fischer, Dr. Bundespräsident, Wien.

Christa Kirschbaum, Landeskirchenmusikdirektorin der Ev. Kirche Hessen-Nassau, Frankfurt/M.

Birgit Lusche, Dr. Pfarrerin, Mitterbach/NÖ.

Christa Schrauf, Mag. Rektorin des Ev. Diakoniewerkes Gallneukirchen, Gallneukirchen.

Karl W. Schwarz, Dr. Univ.-Prof., Ministerialrat im Kultusamt/BKA, Wien.

Karl-Reinhart Trauner, Dr.Dr., Militärsuperintendent, Wien

Paul Weiland, Mag. Superintendent, St. Pölten.

Impressum: Impressum und Offenlegung gem. §25 Mediengesetz: Medieninhaber: Evangelische Kirche A. B. in Österreich. **Herausgeber:** Bischof Dr. Michael Bünker. **Redaktionsteam:** Dr. Thomas Krobath, Mag. Charlotte Matthias, Dr. Robert Schelander, Dr. Karl W. Schwarz. **Zusammenstellung dieses Heftes und Lektorat:** Dr. Karl W. Schwarz. **Druck:** Evangelischer Presseverband in Österreich, Ungargasse 9, 1030 Wien. **E-Mail:** aundg@evang.at. Erscheint mind. 4× jährlich. Jahresbezugspreis: € 19,-. Einzelheft: € 6,-. Postscheckkonto: Evangelischer Oberkirchenrat, Amt und Gemeinde, Nr. 1159.895, ISSN 1680-4015.

Blattlinie: „Amt und Gemeinde“ versteht sich als theologische Zeitschrift, die PfarrerInnen, LehrerInnen und alle Interessierte über den neuesten Stand theologischer Forschung und Praxis in den Evangelischen Kirchen in Österreich und in anderen christlichen Kirchen informieren will.

Bestellungen werden unter aundg@evang.at oder telefonisch unter +43 1 7125461 entgegengenommen.

Im Mittelpunkt ist der Mensch

Unsere Profis für Ihre Gesundheit

Primarius

Dr. *Günther
Mostbeck*

Leiter der II. Internen
Abteilung
(Gastroenterologie)

**Evangelisches
Krankenhaus**
Hans-Sachs-G. 10 – 12
A-1180 Wien
Tel: +43 (1) 404 22-0



Evangelische Kirche A. B.
in Österreich

Severin-Schreiber-Gasse 3
1180 Wien

Österreichische Post AG
Info.Mail Entgelt bezahlt
Retouren an Postfach 555, 1008 Wien